Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 24 | **Marburg i. H., den 12. Juni** | **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gotteserkenntnis — Diesseits und Jenseits in der Religion. Eine Entgegnung. Erste Hälfte — Zum Gottes- und Unsterblichkeitsglauben. Aus Briefen Rudolf Hildebrands. 2 — Der Kaiser unsrer Generation — Bei den Schweizern. Eindrücke von der Religiös-Sozialen Konferenz in Bern — Die deutsche Freimaurerei. Erstes Stück — Neue Glossen zum Balkankriege. 11. Geistliches nnd Weltliches aus Albanien — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Gotteserkenntnis

3

Der Vater ... ist größer denn Alles. Joh. 10, 29.

Was im ersten Augenblick wie kühle Metaphysik aussieht: „Gott ist Geist", — das tut sich beim stillen Denken als ein tiefer Brunnen auf. Man läßt einen Stein in die Tiefe fallen, und es dauert lange, bis wir ihn aufschlagen hören. Dann verschwindet er in der großen Unergründlichkeit.

Gott ist der tiefste Geist. Oder der höchste, wie man will. Denn Höhe und Tiefe fließen da zusammen. Aber unsre Gedanken sollen doch nicht zerfließen. Lieber wollen wir in menschlich engen Worten von ihm reden, als daß wir uns im Unklaren verlieren. Denn dicht neben dem Unklaren wohnt das Nichts und die Leere.

Wenn wir in ihm nicht die höchste geistige Gewalt finden könnten, die uns im menschlichen Kreise leuchtet, wie könnten wir den höchsten Namen auf ihn legen?

Wir müssen aus den bloßen Superlativen heraus. Welches ist die größte geistige Macht, die wir Menschen kennen? Ist es der mathematische Geist des Astronomen, der Sternenweiten berechnet? oder der Geist des Gelehrten, der die verborgensten Winkel in Natur und Menschengeschichte mit Scharfsinn erleuchtet? Der Geist des großen Staatsmanns, des himmelstürmenden Künstlers? Des Kritikers aller Vernunft? — Wir suchen den Maßstab.

Vielleicht ist er Geschmackssache? Die Blasierten meinen es im Ernste, falls sie überhaupt etwas ernst nehmen. Von Geschmack kann hier nur die Rede sein, wenn man an den „Geschmack für das Ewige" denkt.

Da, wo das Endliche ins Unendliche fließen will, wo die Wellen der Ewigkeit zu rauschen anfangen und die Nichtigkeit alles Vergänglichen unaussprechlich klar wird, da ist der Maßstab zu finden auch für das, was höchster Geist ist.

Nur was im Angesicht des Todes höchsten Wert behält, das ist höchste Geistesmacht. Damit sind wir endlich aus aller Kühle heraus im warmen Reiche der Werte. Wer Gott erkennen will, muß ihn im Reich der Werte suchen. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen" (Jerem. 29, 12) — anders nicht!

Wir können nur sagen, was uns Menschen höchster Wert ist. Darum schämen wir uns auch nicht, menschlich davon zu reden. Was für einen Geist wünschen wir an unser Totenbett? Rechnenden Geist, der mit der Uhr in der Hand kaltblütig an unserm Pulse Berechnungen anstellt, wie lange es noch dauern kann? Forschergeist, der mit scharfsinnigem Interesse den Fortschritt der Auflösung betrachtet? Künstlergeist, der das Sterben nachher in Farben oder Worten darstellen will? All die hohen und erstaunlichen Geister, die die Königliche Akademie der Wissenschaften zieren? Wollen wir sie im Sterben bei uns haben?

Wie unbeschreiblich nichtig werden sie vor der großen Sehnsucht, die dann tief unten im Leben lodert! Sie sehnt sich, bewußt oder nicht, nach der reinen Gewalt, die einst aus Vaters und Mutters Augen leuchtete, wenn sie in Krankheitsnächten sich über uns beugten. Nach dieser Macht, die sich selber geben möchte und uns nicht aufgeben kann und uns wahrhaftig nicht hergibt, auch im Tode nicht, — im Tode erst recht nicht.

Bei Vater und Mutter haben wir einst diese herzliche Macht als Königin kennen gelernt, die Sinne und Verstand und alle Kräfte mit herrlicher Selbstverständlichkeit in ihren Dienst nimmt. Eine stille Majestät, die sich durch nichts, durch kein Hindernis, keinen Trotz, kein Widerstreben, keine Schuld, keinen Schmerz aufhalten läßt, sondern alles durchdringt mit dem unbeugsamen Willen zu erhalten, zu erwärmen, zu beglücken.

Woher stammen sie, diese aus Menschenherzen erstaunlich und heiß hervorbrechenden übermenschlichen Anziehungskräfte? Stammen sie nicht aus dem Weltgrund? Aus einem unbegreiflichen Feuer im Innern der Wirklichkeit?

„Der Vater — Vaterliebe — ist größer als Alles."

P J

Diesseits und Jenseits in der Religion

Eine Entgegnung

1

Herr Amtsrichter v. Zastrow hat seinen in Nr. 20 veröffentlichten Aufsatz über Diesseits und Jenseits an die von mir gelegentlich aufgestellte These angeknüpft, der Begriff einer Diesseits-Religion sei eine ausgewachsene contradictio in adjecto. Daraufhin hat der Herausgeber der Christlichen Welt von mir eine Erwiderung auf jenen Artikel gewünscht. Indem ich diesem Wunsch gerne nachkomme, gebe ich zunächst meiner lebhaften Freude darüber Ausdruck, daß wir in unserer Kirche solche Laien haben, die mit dem ausgesprochensten religiösen und kirchlichen Sinn ein so lebhaftes Interesse für theologische Fragen und Erörterungen verbinden. Ich wünschte nur, die Zahl solcher Laien wäre größer. Der Gewinn, den die Kirche davon haben müßte, scheint mir kaum überschätzt werden zu können. Denn die Kirchen der Reformation brauchen gerade solche Laien, die in allen religiösen und kirchlichen Fragen um der Religion willen der Wahrheitsfrage ins Gesicht zu sehen verlangen. Die Ueberzeugung, die offenkundig als Leitmotiv hinter den Ausführungen v. Zastrows steht, sollte in den Kirchen der Reformation überall als selbstverständlich gelten: wir werden nicht uns und nicht dem Volk irgend eine Religion erhalten können, wenn nicht die, zu der wir uns in innerer Wahrhaftigkeit bekennen.

Da Herr v. Zastrow seinen Aufsatz als einen Beitrag zu Jathos Diesseits-Religion bezeichnet, will auch ich diesem Hinweis auf den Namen Jathos nicht ausweichen, sondern wenigstens in der Kürze dazu Stellung nehmen. Was in dem Streit um Jatho die Gemeinden — wenigstens weite Kreise darin — so sehr beunruhigt hat, ist meines Erachtens letztlich dies, daß durch die offizielle Behandlung und Beurteilung der Schein erweckt worden ist, es handle sich in der Verkündigung Jathos um eine einheitlich-eindeutige Größe, die als ganze restlos zu verurteilen sei. Demgegenüber scheint mir das Beste, was überhaupt — und zwar bis heute — zum Fall Jatho gesagt und geschrieben worden ist, Wilhelm Herrmanns Ausführung in den Preußischen Jahrbüchern (April 1911). Sein nach beiden Seiten hin gerecht abwägendes Urteil faßt sich in dem Satz zusammen, der den Nagel auf den Kopf trifft: „Jatho würde in seiner Gemeinde das nicht erreicht haben, was ihm auch von seinen Gegnern bezeugt worden ist, wenn nicht aus seiner Predigt neben vielem sinnlosen Geräusch doch die machtvollen Erscheinungen lebendiger [christlicher] Religion an sie herandrängen und in seinem persönlichen Verkehr mit der Gemeinde ihre Auslegung fänden." In dem eigentlich kirchenpolitischen Kampf ist aber gerade dieser Standpunkt fast garnicht zur Geltung gekommen, wie denn überhaupt jener in seiner strengen Objektivität und doppelseitigen Gerechtigkeit ganz prachtvolle und einfach vorbildliche Artikel Herrmanns (eine Auseinandersetzung mit dem Konsistorialrat v. Rohden) überhaupt nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hat. Ich habe es selbst mehrmals erlebt, daß solche, die ich auf ihn als auf das eigentliche Hic Rhodus, hic salta hinwies, zwar schlechterdings nichts Stichhaltiges einzuwenden hatten, ihn aber für die weitere Diskussion ausschalteten.

Es ist gewiß sehr wichtig und nötig, den evangelischen Christenglauben gegen Monismus und Pantheismus abzugrenzen, um ihn vor monistisch-pantheistischer Verwässerung zu schützen. Aber ebenso wichtig und notwendig ist die Abgrenzung gegen alle katholisierenden Tendenzen und gegen jede dogmatistische Verfälschung des evangelischen Glaubensbegriffs. Und wenn gegenwärtig die erstgenannte Gefahr besonders groß ist, so ist sie doch andrerseits in weitestem Umfange durch die Kirche selbst mitverschuldet, sofern diese sich Jahrzehnte lang gegen alle mit der neueren naturwissenschaftlichen Forschung in Zusammenhang stehenden Einsichten willkürlich und hartnäckig abgesperrt hat. Zu meiner lebhaften Freude hat diesen für die richtige Beurteilung unserer ganzen kirchlichen Lage so fundamental wichtigen Sachverhalt neuerdings — auf dem letzten Evangelisch-Sozialen Kongreß — auch ein Mann wie Hunzinger sehr nachdrücklich betont. Es ist mir an dem ganzen Streit um Jatho das Peinlichste und Schmerzlichste gewesen, daß die Kreise, welche sich mit Vorliebe und Emphase als kirchlich bezeichnen, diesen Tatbestand überhaupt unberücksichtigt ließen.

2

Nun zu Herrn v. Zastrows eigenen Ausführungen. Sie widerlegen meine These, wie mir scheint, so wenig, daß sie sie vielmehr auch an ihrem Teil als richtig erweisen. Der Begriff einer Religion der Diesseitigkeit ist und bleibt eine ausgewachsene contradictio in adjecto. Aber ehe ich mich der Begründung dieses Urteils und also der Polemik gegen v. Zastrow zuwende, will ich auf die bedeutsamen Wahrheitsmomente hinweisen, die seine Ausführungen mir zu enthalten scheinen.

Dahin rechne ich zunächst seine Betonung des Entwicklungsgedankens. Daß ich dem Entwicklungsgedanken für das Gebiet der Natur und der Naturwissenschaft die weitgehendste Geltung zuerkenne, wird v. Zastrow bekannt sein. Aber ich beschränke die Anerkennung solcher Geltung keineswegs auf das Gebiet der Natur und des Naturerkennens. Auch auf dem Gebiet des geistig-geschichtlichen Lebens hat der Entwicklungsgedanke für mich seine Berechtigung und seine Bedeutung, und zwar speziell auch auf dem Gebiet der Religion. So habe ich vor fast zehn Jahren mit einer Anzahl anderer Theologen zusammen einen Sammelband von Abhandlungen unter dem Titel „Beiträge zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" veröffentlicht.*) Auch dem Christentum gegenüber haben also für mich der Gedanke und die Forderung einer Weiterentwicklung ihr Recht.

Dabei muß dann allerdings ausdrücklich vorbehalten bleiben, daß der Entwicklungsgedanke nicht völlig unterschiedslos für die Gebiete der Natur und Naturerkenntnis einerseits, des geistig-geschichtlichen Lebens andrerseits verwandt werde. Die Verwertung dieses Gedankens darf nicht die Einsicht in die Verschiedenartigkeit der Gebiete selbst wieder aufheben, wie sie gerade neuerdings von Männern wie Sigwart und Dilthey, vor allem aber von Heinrich Rickert so klar und scharf zum Bewußtsein gebracht worden ist. Es darf nicht übersehen werden, daß es sich in der Geschichte und in der geschichtlichen Forschung (der Historie) nicht um naturgesetzliche Allgemeinheiten, sondern um Einzelgebilde von individueller Eigenart und Besonderheit handelt. Die Beachtung dieser individuellen Eigenart der betreffenden Gebilde darf also durch die Anwendung des Entwicklungsgedankens nicht ausgeschaltet werden. So auch nicht beim Christentum.

Eine rechtmäßige Anwendung des Entwicklungsgedankens auf das Christentum ist nur eine solche, die den Entwicklungsgedanken der Frage nach der spezifischen Individualität und Eigenart der christlichen Religion unterordnet, nicht aber eine solche, die umgekehrt den spezifisch christlichen Eigencharakter des Christentums dem Entwicklungsgedanken unterordnet und dadurch jenen Eigencharakter mehr oder weniger verwischt. Die Hauptfrage muß also hier die sein, was denn letztlich die christliche Religion zur christlichen macht und sie als christliche charakterisiert. Und da es sich nun in der Religion — wenigstens in aller monotheistischen Religion — um das Verhältnis des Menschen zu Gott handelt, so muß die entscheidende Hauptfrage genauer dahin gehen, worin die spezifisch christliche Art dieses religiösen Verhältnisses bestehe. Auf das religiöse Verhältnis selbst kommt also hier im letzten Grunde alles an. Und da uns dieses religiöse Verhältnis als Verhältnis der Wechselbeziehung zwischen Gott und dem Menschen direkt nur von der Seite des Menschen her faßbar und zugänglich ist, so kommt folglich alles auf die spezifische Gestaltung der religiösen Erfahrung oder des religiösen Bewußtseins an. Eine bestimmte Struktur des religiösen Bewußtseins muß als die eigentlich entscheidende aufgezeigt und bewertet werden, wenn die christliche Religion als geschichtliche Größe im vollen Sinne des Wortes verstanden und gewürdigt werden soll.

Es muß also eine bestimmte Bewußtseinsstellung des religiösen Seelenlebens sein, die das Kriterium für die Eigenart der christlichen Religion abgibt. Und diesem Kriterium ist auch die Verwertung des Entwicklungsgedankens zu unterstellen. Daß jene zentrale religiöse Bewußtseinsstellung in allen ihren Ausdrucksformen sich immer allseitiger und immer reiner Geltung verschaffe, das allein bedeutet rechtmäßig die Weiterentwicklung für die christliche Religion. Die darüber hinausführende Frage aber, ob jene zentrale religiöse Bewußtseinsstellung selbst als ungenügend zu beurteilen und einer Umbildung zu unterziehen sei, könnte erst in Betracht kommen, wenn jener erstgenannten Forderung Genüge geschehen wäre. Davon kann jedenfalls einstweilen gar keine Rede sein. Deshalb ist es unbegründet und irreführend, wenn v. Zastrow die Forderung der Weiterentwicklung ohne weiteres der andern einer Umbildung der christlichen Religion gleichsetzt.

Doch führt uns die zuletzt skizzierte Gedankenreihe sogleich zur Herausstellung und Anerkennung eines weiteren Wahrheitsmomentes in den Darlegungen v. Zastrows. Die Betrachtung, die ich soeben seiner Geltendmachung des Entwicklungsgedankens gegenübergestellt habe, ist am prägnantesten als religionspsychologische zu bezeichnen. Sie ist von Schleiermacher vorbereitet und läßt sich durch die Kombination der Problemstellung Schleiermachers, des großen deutschen Theologen, mit derjenigen des vor wenigen Jahren verstorbenen großen amerikanischen Psychologen William James zu voller Klarheit und zu methodischer Bestimmtheit erheben. Eben diese religions-

*) Von Deißmann u. A. München, J. F. Lehmann 1905.

psychologische Betrachtung der religionswissenschaftlichen und theologischen Probleme tritt nun in *bewußten Gegensatz gegen jeden Versuch einer bloß historischen Behandlung und Erledigung religiös-theologischer Fragen.* Nicht als ob die religionspsychologische Betrachtung die historische Erforschung und Bearbeitung dieser Fragen irgendwie gering einschätzte. Sie schätzt sie vielmehr überaus hoch ein und sieht in ihr die ganz unerläßliche Voraussetzung für alle theologische Arbeit. Aber sie macht andrerseits Ernst mit dem Urteil, daß gerade der große Meister der modernen historisch-theologischen Forschung, dem die gesamte Theologie zu aufrichtigstem Dank verpflichtet ist, gelegentlich dahin formuliert hat, die evangelische Theologie solle historische Wissenschaft sein, aber der Historie nicht das letzte Wort lassen (Adolf Harnack: Theologische Thesen vom 15. 11. 1899). So gewiß die historische Arbeit der neueren Theologie eine streng wissenschaftliche Behandlung der theologischen Fragen überhaupt erst ermöglicht hat, so gewiß hat sie — in historisch wohl verständlicher, aber deshalb nicht berechtigter Einseitigkeit — vielfach den falschen und irreleitenden Schein erweckt, als habe die Historie von sich aus und für sich allein die letzte Antwort auf die Fragen der Religion und auf die Probleme der Theologie zu geben. Diese Einseitigkeit eines überspannten Historismus muß überwunden werden. Denn in der Religion handelt es sich letztlich nicht um das, was gewesen ist, sondern um das, was ist, nicht um die Geschichte des religiösen Lebens, die hinter uns liegt, sondern um unser eigenes religiöses Leben. Eine solche berechtigte und gesunde Reaktion gegen den überspannten Historismus macht sich nun bei v. Zastrow geltend. Er will sich nicht damit zufrieden geben, wenn man ihn für bestimmte religiöse oder theologische Vorstellungen auf bestimmte einzelne Vertreter dieser Vorstellungen in der Vergangenheit verweist, mögen sie auch Paulus und Johannes heißen. Und er hat Recht damit.

Das führt uns schließlich auf ein Drittes. Denn das soeben ausgesprochene Urteil bedeutet die Anerkennung eines Wahrheitsmomentes auch in derjenigen Position v. Zastrows, die sich in der Forderung ausspricht, der Theologe solle an entscheidender Stelle jeweilig argumentieren: „Frühere Zeiten dachten darüber so, wir Heutigen denken darüber anders.“ v. Zastrow wendet sich hier mit Recht gegen den *Traditionalismus* und damit zugleich gegen den bloßen *Dogmatismus*, der in der Kirche, aber vielfach auch in der Theologie, noch immer eine so große und doch den Prinzipien der Reformation zweifellos widersprechende Rolle spielt. Aber hierauf, d. h. auf diese richtige und berechtigte Negation, ist auch die Anerkennung zu beschränken. Zu der notwendigen positiven Ergänzung gibt v. Zastrows Satz keine Anleitung. Doch erweckt er seinerseits den Schein, als verhalte es sich so, ja er erweckt den Schein, als biete er bereits die nötige Ergänzung oder den nötigen Ersatz und also die Möglichkeit einer eigenen sachgemäßen Position. Damit aber wirkt die Argumentation v. Zastrows auch hier irreführend. Denn sie verschleiert die Tatsache, daß die entscheidende Hauptfrage gerade erst die ist, *warum* wir Heutigen in dieser oder jener Beziehung anders denken, und wie wir *berechtigter Weise* zu denken oder zu urteilen haben — die Frage also nach den Kriterien unserer Stellungnahme. Und die Antwort auf diese Frage muß, wenn anders wir bewußter Weise auf dem Boden des geschichtlichen Christentums bleiben wollen, darin bestehen, daß wir die Grundmotive und Grundtendenzen derjenigen religiösen Bewußtseinsstellung zur Geltung bringen, die rechtmäßig als die spezifisch christliche zu betrachten ist. So ergibt sich auch hier wieder eine grundsätzlich religionspsychologisch orientierte Betrachtung als diejenige, die allein berechtigt ist, die Lücke auszufüllen, welche durch die Zurückweisung der traditionalistischen und dogmatistischen Auffassung entsteht. Die Anweisung v. Zastrows, „den Wandel der Zeiten und nichts Anderes“ für einen vollgültigen Rechtstitel der eigenen Position zu erklären, führt dagegen offenkundig auf die Linie rationalistischer Eigenmächtigkeit. Und in der Verlängerung dieser Linie liegt dann naturgemäß die Rationalisierung der Religion überhaupt. Die Religion rationalisieren heißt aber zweifellos, die Religion als Religion vergewaltigen. Denn die vorschnelle Rationalisierung der Religion verhindert die volle und reine Entfaltung der spezifisch religiösen Motive und Tendenzen. Dafür scheint auch v. Zastrow wenigstens eine gewisse Empfindung zu haben. Er spricht gelegentlich von einem rationalistischen Postulat des Aufklärungszeitalters und bezeichnet dessen große Hauptlehren als viel- und nichtssagend, als trügerisch und oberflächlich. Aber wenn allein der Wandel der Zeiten und nichts Anderes das entscheidende Kriterium für die Beurteilung religiöser Fragen abgeben soll, dann dürfte es schwer sein, für dieses Urteil andere als bloß zeitweilige und vorübergehende Geltung in Anspruch zu nehmen. Der weitergehende Anspruch, der gleichwohl von v. Zastrow erhoben wird, ist offenbar selbst rein rationalistisch. So verwickelt sich von Zastrow hier in einen eigentümlichen Selbstwiderspruch zwischen der Bekämpfung rationalistischer „Postulate“ und seiner eigenen rationalisierenden und rationalistischen Argumentation.

Und das Gleiche gilt nun auch nach der anderen, vorher besprochenen Seite hin, also in Bezug auf traditionalistische und dogmatistische Gebundenheit der religiös-theologischen Betrachtung. v. Zastrow bekämpft — sehr mit Recht, weil im Sinne, genauer: in der Konsequenz der Reformation — jede solche Gebundenheit. Aber seine eigene Stellungnahme zeigt überall diese Gebundenheit. Denn sie ist in ausschlaggebender Weise nicht an der religiösen Bewußtseinsstellung selbst, wie sie für das geschichtliche Christentum charakteristisch ist, orientiert, sondern an der kirchlichen Ueberlieferung.

v. Zastrow will den traditionalistischen Dogmatismus einerseits, die rationalistische Eigenmächtigkeit andrerseits überwinden. In der nachdrücklichen Geltendmachung dieser Absicht liegt das Wertvolle und Verdienstliche seiner Position. Aber er zeigt keinen Weg, diese sehr berechtigte Doppel-Absicht wirklich durchzuführen. Und so bleibt er selbst in den Schranken, über die er hinausstrebt. Seine Position bedeutet ein Hin- und Herschwanken zwischen traditionalistischer Gebundenheit an die kirchliche Ueberlieferung und rationalistischer Eigenmächtigkeit, welche die Religion vergewaltigt. Das zeigt gerade seine Stellungnahme zur Frage nach Diesseits und Jenseits in der Religion, von der nun weiterhin die Rede sein soll.

Georg Wobbermin

Zum Gottes- und Unsterblichkeitsglauben

Aus Briefen Rudolf Hildebrands

2

Leipzig, 16. Juni 1875.

Verehrte Frau!

Ich darf oder muß mich doch unmittelbar an Sie wenden, wenn ich mir Sie auch noch so erschüttert und leidend denke. Ich danke Ihnen zunächst, daß Sie meiner gedacht haben an dem fürchterlichen Tage. Ich war tief ergriffen, ja erschüttert, zumal Ihr Brief mit einem andern Klagebriefe einer vereinsamenden edlen Frauenseele zusammentraf, die mir freundschaftlich nahe steht und nach einem Leben voll Liebe und — Entsagung ihren letzten männlichen Freundeshalt verloren hat. Ach und ich selber bin noch so *tief* erschüttert von eigenem Verluste, zweien, die mich im vergangnen Halbjahr getroffen haben, wie Blitzschläge — meine gute *Frau* ist mir gestorben nach langer banger Krankheit und ein Vierteljahr darauf mein nächster, engverbundener Verwandter, mein Vetter und zugleich — der Verlobte meiner ältesten Tochter. Ach, das Sterben erscheint mir jetzt als das Grundthema des ganzen Lebens — das Sterben und doch Fortleben, Neuaufleben in einer andern Welt — nicht wahr, Sie glauben doch auch daran? Mir ist als hätten wir die Frage damals in den schönen Eisenacher Tagen besprochen, den schönen Tagen, wo ich Ihren nun auch verewigten Freund und Geliebten kennen und schätzen lernte als einen hochbegabten Geist und tief edlen Charakter, wenn auch nicht ohne Züge, die in das hohe Interesse an dem ganz eigenartigen seltenen Wesen einiges Bangen um ihn mischten. Auch an Ihnen, verehrte Frau, hab ich damals ein so tiefes Interesse gefaßt, daß ich gern über die Beruhigung bei mir gewiß wäre, die Sie doch nach dem fürchterlichen Falle werden finden müssen und zu der ich gern beitragen möchte was ich könnte. Ich kenne jetzt die Wege des Schmerzes über den Verlust des Teuersten, Unersetzlichen gründlich; die Seele will vergehen, und das dauert Monate lang, ich habs heute noch nicht überwunden, aber Gott und die Natur finden und geben doch Mittel der Wiederherstellung, wie eine Wunde sich ausblutet, ausschmerzt und dann langsam verharscht. Freilich ist *Ihr* Fall noch ganz anders als meiner, Grauen faßt mich, wenn ich mir den Trefflichen, Armen so allein in den Wald hinausgehend denke und so weiter; aber gewiß ist auch dort seine Bedeutung,

seine Seltenheit, sein tief echter Wert nun erst recht zur Erkenntnis gekommen, auch bei seinen Gegnern, die er wohl hatte — denn ein mächtiger Versöhner ist der Tod. Gern wüßt ich wohl Näheres über die Anlässe zu dem entsetzlichen Ausgange, wage aber nicht Sie darum zu bitten, decken wir den Schleier darüber. Ich behalte ihn in gutem Andenken, hab ich doch bei so kurzer Bekanntschaft Freundliches, ja Liebe genug von ihm erfahren, daß ich ihn dauernd zu meinen Freunden zähle. Dem Briefsteller meinen Dank, ich freue mich trotz des gräßlichen Inhalts an der Schönheit seiner Handschrift. Ihnen aber, Verehrte, möge der Himmel Stärkung geben.

Mit tiefster Teilnahme

Ihr ergebenster R Hildebrand

17. Juni früh.

Indem ich wieder überlese was ich gestern Abend in Eile schrieb (hab auch jetzt Eile), find ich daß ich noch Manches zu sagen hätte, wie er z. B. einen Abend bei uns verbracht (wir saßen lange beisammen), wie er da meine Tochter zum Besuch einlud, wie er für Mörike begeistert war, an dessen Todestage er nun selbst seinen Tod suchen sollte, wie ich ihn bat mir die Photographie von Ihnen zu lassen, die er bei sich führte und uns zeigte, er versprach mir aber eine andere zu schicken, weil er sich von dieser für die Reise nicht trennen könnte. Aber ich wühle vielleicht damit nur in Ihrer Wunde. Nicht wahr, Sie haben Ihren guten Vater noch, von dem in Eisenach öfter die Rede war? Und ist der Briefsteller mit der anziehenden Handschrift nicht derselbe Sohn, der gern studieren wollte und sollte nicht?

Aber ich muß an die Arbeit, also Gott befohlen, verehrte Frau, sorgen Sie nur zunächst für Ihre Gesundheit, für das Andere sorgen, ohne daß mans merkt, Gott und die Natur und gute Menschen.

Mit herzlicher Hochachtung Ihr R H

3

Leipzig, 4. Juli 1875

Hochverehrte Frau!

Wie gern möchte ich Ihnen mündlich antworten auf Ihren Brief, der mich auch jetzt, da ich ihn wieder las, tief erschüttert hat. Meinen Dank zunächst für das hohe Vertrauen, das Sie mir schenken, ich sagte mir, als ichs zuerst las, die Worte: siehst Du, da lohnt sichs doch der Mühe, weiter zu leben. Denn — auch ich, Verehrte, bin lebensmüde seit dem Tode meiner teuren Frau, lebensmüde trotz meiner vier trefflichen Kinder, die ich so liebe und die mich noch lange brauchen! So begreife ich Ihre Aeußerung in Betreff Ihrer Kinder. Ja auch mir ist meine Frau statt der ganzen Welt, und daß es Ihnen Ihr Fritz ist, daß Sie trotz des Furchtbaren, das Sie mit ihm haben durchmachen müssen, ihn so tief lieben, so fest halten auch über Tod und Grab hinaus, das ist mir wieder eine Erfahrung, wegen deren sichs verlohnt weiter zu leben — bis der Augenblick kommt, den Gott will. Wo solche Treue in der Welt ist, da ist die Welt auch noch gut, und Treue ist der Kern der Welt. Daß solches Festhalten des Geliebten, des Einen dem man den innersten Platz im Herzen eingeräumt hat, auch durch den Tod nicht unterbochen wird, das erfahr ich jetzt an mir — es gibt keinen Tod für treue Liebe, sie ist es die die Welt erhält, und wie könnte Gott sie zerstören, er würde ja damit die Welt zerstören. Nein, der Tod ist nur ein vorübergehender Zustand, die Trennung nicht anders als ein recht langes Verreisen — wie das Wiedersehen, Wiederhaben aussehen wird?! Das weiß ich freilich nicht, warte es aber ruhig ab. Ruhig — nein leider nicht immer. Aber eins ist wunderbar, was die Trennung bewirkt und was das Leben nicht konnte: man gewinnt den Geliebten dadurch reiner in seinem eigensten Wesen; was zufällig war an ihm, der Staub des Alltagslebens, das Unganze, Unfertige, hinter dem man die reine Erscheinung nur fühlte, ahnte, das alles fällt ab und die Gestalt verklärt sich, man blickt wie durch ein Löchlein in den Himmel, fühlt voraus schon die neue Lebensform. Es ist auch wie bei einer Reise. Kaum ist man da zwei Tage fort von Hause, da erscheint einem das in anderm Lichte als im Alltagsleben, es verklärt sich gleichfalls, und diese verklärte, gereinigte Erscheinung ist nicht die Täuschung, sondern jene Alltagserscheinung, weil uns selbst im Alltagsleben das Auge und der Sinn sich trüben, wie die Erscheinung sich da mit Staub überzieht. So werden Sie Ihren Fritz bald reiner besitzen als je, und der Schmerz selbst wird ihr Glück werden, bis die Natur, das ist die mütterliche Seite der Gottheit, auch hier wie eine Mutter Mittel findet, die Seelenwunde vernarben zu machen, ohne daß man das heilige Bild verliert, das einem im Heiligtum des Herzens wie ein Vertreter Gottes wird.

Mich freuts innig, daß Sie die Reinheit und den Seelenadel Ihres Seligen so fest halten, und Sie haben gewiß Recht. Auch die Andern werden nun bald oder schon jetzt besser über ihn urteilen. Er ist ein Opfer der nervösen Unruhe, die immer mehr die Hauptkrankheit unsrer Zeit, d. h. unsrer Kultur wird und die ich auch an mir zu bekämpfen habe. Wie schmerzlich bedaure ich, daß er mich im vorigen Winter verfehlt hat, ich gelte unter meinen Bekannten seit Jahren für einen, bei dem man sich Ruhe holen kann und Glauben, wie gern hätt ich ihm davon mitgeteilt, hatte eigentlich schon damals in Eisenach dazu schwache Versuche gemacht, weil ich eine Fühlung gewonnen hatte von seinem inneren Schicksal und dem Zwiespalt in ihm . . .

Nun denn, meine verehrte, tapfere Frau, halten Sie ferner aus in Liebe und Treue, Ihre Kinder werden Ihnen nun mehr werden als sie bisher waren, nicht bloß als bleibende Unterpfänder seiner Liebe, auch als kleine Welten, die in sich wachsen und Ihnen bald Lebensgefühl in Fülle wieder einhauchen werden. Und wenn Sie mir wieder einmal Ihr Herz ausschütten oder auch nur von Ihrem Befinden Nachricht geben, so machen Sie mir damit eine große Freude. Inzwischen grüßen Sie Ihren Hermann, den ich ja wohl auch noch einmal kennen lernen werde, und Ihren Herrn Vater, und seien Sie von mir selbst aufs herzlichste gegrüßt,

Ihrem Leidensgenossen R Hildebrand

4

Leipzig, 30. Jan. 1876

Verehrte Frau!

Sie dürften wohl denken, ich hätte Ihrer vergessen. Ich denke aber gar viel an Sie, denke Ihrer tapfern, rührenden Gattenliebe über das düstre Grab hinaus, stärkt das doch meine Seele im Glauben an — die Ewigkeit der Liebe, die mir selbst mein letzter Trost ist, ohne die ichs hier nicht aushalten könnte:

Mir ist als hielt ichs hier nicht aus,
Mir ist die Welt zu kalt.

In die Ewigkeit, die unvergängliche Dauer der Liebe, Sie **fühlen** sie im Herzen, ich auch, und — das allein ist der beste, ausreichendste Beweis für — die Ewigkeit unsres Herzens. Der Verstand, wenn er sich vom Herzen trennt, kann das nicht begreifen, das doch ist! Das Herz ist unendlich größer als der Verstand, daher kann es auch mehr umfassen, erfassen, begreifen als jener, der nur das Allernächste sieht, nicht das Ferne. Dies zugleich als ungefähre Antwort auf Ihren Brief, den ich nicht beantwortete. Ich war in Verlegenheit, was zu antworten. Sollte ich Ihnen den Glauben an die Dauer der Liebe zernagen helfen, wie Sie wünschten? Denn Dauer der Seele und Dauer der Liebe ist eins. Auch hab ich allerdings noch mit mir selber Not genug. Das geht auf und ab in sprossender Hoffnung und niederschlagenden Nervenzuständen, die mich zu zernagen scheinen . . .

Gott befohlen, verehrte Frau, schreiben Sie mir doch so oft Sie Lust verspüren, wenn Sies erleichtert, auch wenn ich nicht immer antworten sollte bei meinen Verhältnissen.

Mit bestem Gruß Ihr R Hildebrand

Der Kaiser unsrer Generation

Zum 16. Juni

Der Kaiser, der am 16. Juni 1888 seines Vaters und Großvaters Thron in Besitz nahm, war in einem besonderen Sinn unser Kaiser: er ist der Kaiser unsrer Generation. Die Menschenreihe, die vor uns herging, hat ihren Kaiser nur wenige Wochen gehabt. Wie viele Hoffnungen, wie viele ungeahnte Möglichkeiten sind damals mit Kaiser Friedrich begraben worden! Unversehens früh war unsere Zeit gekommen. Was wir damals empfanden, steht in Nr. 26 des Jahrgangs 1888 zu lesen. Unser Nachruf an Kaiser Friedrich schloß mit dem Gruß an Kaiser Wilhelm II.: „In erschütternd wechselvollen Erlebnissen hat er an des Vaters und Großvaters Sterbebett den Ernst des Lebens bis auf die Hefe geschmeckt — der Weg zum Thron führte durch eine schwere Schule. Aber vertrauend schaut sein Volk auf den Jüngling, ahnend, daß eine neue Zeit mit ihm heraufsteigt."

Die neue Zeit. Fünfundzwanzig Jahre davon liegen hinter uns. Wie grüßen wir heute den Kaiser unsrer Generation?

Es war keine große Zeit. Aber es war unsre Zeit. Eine Uebergangszeit. Schelten wir sie nicht, schelten wir unsern Kaiser nicht. Viel Anläufe, große Einsätze, geringe Errungenschaften. Wie ging unser Kaiser nicht an die Arbeiterfrage heran: was nicht auf nationaler Basis zu lösen war, warum nicht auf internationaler? Aber der Wurf gelang nicht, und der Arm erlahmte. Harte Worte fielen, der Kaiser fühlte sich mit Undank gelohnt, verkannt. Er zog sich zurück, um dann doch wieder sich einzusetzen. Diesmal war es die Schulfrage. Eins wenigstens glückte: die Flotte. Aber ob auch das Schiff nach Tanger trug und gen Damaskus half: es sind nach außen hin keine glorreichen Jahre gewesen. Im Innern wuchsen Reichtum und Luxus, und zuweilen predigte uns unser Kaiser die Einfachheit: aber da war kein Aufhalten.

Wir kennen unsern Kaiser persönlich nicht. Wer kennt ihn? Ist das nicht etwas Furchtbares, daß Fürst und Volk sich nicht kennen? Daß unser Fürst unnahbar ist, und wenn man ihm naht, daß man dann nicht mehr sein darf, der man ist? Wer steht denn um ihn her? „Kein Fürst hat jemals einen Freund." Welch ein Los, Kaiser zu sein! Umgeben von einer Fülle der Gelegenheiten, zu lernen und kennen zu lernen, wie sie nirgend sonst Sterblichen vergönnt ist, und dabei umhegt von dicken Hindernissen, daß er die Wirklichkeit nicht sehen darf, wie der geringste Sterbliche sie sieht. Vielleicht muß es

Menschen geben, die ihrem Volke solche Opfer bringen. Aber vielleicht brauchten diese Opfer nicht so groß zu sein. Vielleicht würde der Fürst mit weniger Romantik, mit weniger Patriarchalismus ganz anders lebendig mitten unter seinem Volke stehn.

Dennoch, er lebt mit uns. Er ist der Kaiser unserer Generation. In Fehlern und Tugenden unser. Wir sind Menschen einer Uebergangszeit. Nicht einer dekadenten. Davon kann trotz allem keine Rede sein. Weder in politischer, noch moralischer, noch kirchlich-religiöser Hinsicht. Es geschieht vieles, das wir beklagen, und wir zürnen unsrer Ohnmacht. Aber es fehlt nicht an Ideen, Zielen, Aufgaben. Und wir sammeln Kräfte. Wilhelm II. hat das Erbe Bismarcks angetreten. Das war nichts Leichtes. Gerade weil Bismarck so groß war. Es war das Erbe einer Uebergangszeit: es wollte der Nachlaß verwaltet, das junge Neue angeeignet werden, ehe man von der Zukunft andre Gaben heischte. Wir waren nicht müßig. Wir sammelten nicht nur Geld, wir sammelten Kräfte. Manchmal haben wir das Gefühl: was können wir nicht? Es mag nur der Moment kommen, und wir wollen unsern Mann stehen wider die ganze Welt!

Wir sammeln Kräfte auch in der Kirche. Trotz aller scheinbaren Ohnmacht. Wir warten der Zukunft, die da kommen soll, kommen muß. Eines danken wir unserm Kaiser sehr. Daß er in diesen fünfundzwanzig Jahren nicht in unsre Kirche hineinregiert hat. Sein persönliches Bekenntnis hat er abgelegt, wo sich ihm die Gelegenheit bot, aber da waren keine cäsaropapistischen Gelüste. Freilich, daß der Staat seine Aufgabe gegenüber Kirche und Religion in dieser Zeit klarer erkannt hätte, daß das Verhältnis reiner geworden wäre, das kann man auch nicht sagen. Uebergangszeit, Wartezeit.

Und dies ist das Beste an diesem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum: daß wir noch so jung sind. Große Veränderungen haben wir eben erlebt im Welt-Staaten-System; an der Entschlossenheit unsers Volks sich zu behaupten und die Neuordnung auf der Weltenkugel mitzubeschicken, kann Niemand zweifeln. Möge unserm Kaiser vergönnt sein, an lohnenden Aufgaben die Kraft seiner noch kommenden Jahre zu erproben. Daß er ein Friedenskaiser ist (manchem zu sehr), hat er bewiesen. Möge es ihm vergönnt sein, nicht nur unsrer Nation, nein der christlichen Kultur, der gesamten Menschheit noch bleibende Dienste zu leisten!

Und wenn zu weltgeschichtlichen Taten der Ruf nicht kommen sollte? Dann soll seine Zeit noch mehr mit allem Bewußtsein eine Zeit der Sammlung, der Bereitung, der inneren wie äußeren Rüstung werden auf die Tage, wo es gilt. R

Bei den Schweizern

Eindrücke von der Religiös-Sozialen Konferenz in Bern am 4. und 5. Mai 1913

Am Vorabend von Sören Kierkegaards hundertstem Geburtstage versammelte sich in Bern ein stattlicher Kreis von schweizer Christen, Männern und Frauen, deutscher und französischer Sprache, die in ihrer Mannigfaltigkeit persönlicher Ueberzeugungen durch die eine Tatsache zusammengehalten werden, daß ihnen der Sozialismus ins Gewissen gefahren ist. Was der grimmige dänische Gewissenstürmer wohl gedacht haben würde, wenn er unter diesen Leuten hätte sitzen können! Wo Christen mit solchem Ernst und mit so gesunden, kräftigen Gedanken beisammen sind, kann man keinen „Angriff auf die Christenheit" ersinnen, sondern da wächst nur der herzhafte Wunsch und Wille, mit in die Speichen des großen Christenwagens zu fassen und ihn in seine nächste große Zukunftsaufgabe hineinschieben zu helfen. Wenn auch Kierkegaards am ersten Abend noch nicht gedacht wurde, — am Geburtstage selber wies Liechtenhan ausdrücklich auf den großen Beunruhiger, den einsamen Einzelnen hin — es gab doch verborgene Linien aus der Versammlung zu ihm herüber. War nicht für die Meisten Kutter der Hammer gewesen, und steht nicht hinter Kutter auch der Däne?

Ein öffentlicher Volksabend leitete die Tagung ein, der in seiner Einfachheit und Konzentration die ganze innere Tüchtigkeit dieser religiös-sozialen Gemeinschaft zeigte. Zu bedauern war nur Eins: daß der Evangelisch-Soziale Kongreß nicht zuhören konnte. Der weißhaarige Charakterkopf eines rührigen Sozialdemokraten, der mit deutlicher Anteilnahme den Verhandlungen folgte, fiel den Schweizern gar nicht auf, um so mehr dem Gaste aus dem Deutschen Reiche, der ihn gern als Symbol einer schönen Zukunftshoffnung ansah. Kann ein deutscher Sozialdemokrat — nicht bloß gelegentlicher beobachtender Besucher, sondern innerlich beteiligter Förderer des Evangelisch-Sozialen Kongresses sein? — und warum nicht?

Die Liedertexte, Begrüßungen und Vorträge waren, dem Charakter der Westschweiz entsprechend, zweisprachig, deutsch und französisch. Wenn wir hier vor allem die deutschen Ansprachen hervorheben, so liegt darin nicht eine Herabsetzung der französischen Reden, sondern nur das Eingeständnis des Berichterstatters, daß ihn leider sein preußisches Gymnasialfranzösisch an der völligen Würdigung des Gesagten hinderte. Doch kam auch über diese Schranke hinweg der Eindruck sachlicher Gediegenheit und großer persönlicher Wärme.

Pfarrer Schädelin-Bern hatte den deutschen Vortrag über das Thema: Der religiöse Sozialismus und die Wissenschaft. Er machte auf den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und wirtschaftlichem Elend aufmerksam: wie die Wissenschaft die moderne Technik ermöglichte, die Technik die Großindustrie entstehen ließ und diese wieder den Großkapitalismus; wie die großen Kapitalanhäufungen mit der Proletarisierung der Massen Hand in Hand gingen und daraus die große proletarische Not entstand, die dem Christen im Gewissen keine Ruhe lassen soll. Das ist freilich nur eine Verbindungslinie, kein geschlossener Kausalzusammenhang, denn man wird im Ernst nicht die Wissenschaft für die wirtschaftliche Not verantwortlich machen können, sondern die Menschen. Dennoch bleibt der Faden zwischen den Beiden beachtenswert genug: zwischen der Not der Arbeiter und der von ihnen oft fast abgöttisch verehrten Wissenschaft! Doch das waren nur einleitende Gedanken. Schädelin sprach das Grundbekenntnis der schweizer Religiös-Sozialen darin aus: „Wir haben im Sozialismus Gottes Stimme vernommen; das ist das Erlebnis, auf dem wir stehen." In diesem Erlebnischarakter liegt auch die Festigkeit der ganzen inneren Stellung. Handelte es sich um bloße Ansichten und Theorieen, so hätten die Gegner der Bewegung mit ihren Einwänden wohl leichteres Spiel. Aber da sind Menschen, denen der Sozialismus die Augen aufgetan hat für die Größe des Evangeliums und die Stellung Jesu zur Welt; die vom Sozialismus einen straffen Glauben und ein energisches Hoffen für die Gestaltung der Menschenwelt gelernt haben. Durch die Arbeit des Sozialismus haben sie erst den Blick für die ungeheure Not eines großen Teiles der Volksgenossen bekommen und für das, was wir ihnen schuldig sind. Es ist ihnen klar geworden, daß der Wille Gottes Erlösung bedeutet von den Uebeln, und daß solche Erlösung möglich sein muß. Sie sehen deutlich den Materialismus, in dem die große Menge der Sozialisten noch immer steckt, ihren Atheismus und so manche andre Uebel; aber das Wesen des Sozialismus sehen sie in der unerhörten Kraft der Begeisterung, womit er das ganze gesellschaftliche Leben in Frage zu stellen wagt, in der Kraft der Solidarität, durch welche aus dem Chaos der Massen ein Kosmos organisierter Kräfte herausgearbeitet wird, so daß auch der Proletarier spüren darf, daß er einem großen Organismus angehört. So entsteht im christlichen Gewissen eine kritische Haltung gegenüber der herrschenden Kultur. Eine Kultur, die bloß eine Kultur der Besitzenden ist, ist heidnisch und muß abgelehnt werden. So erlebt der sozialgesinnte Christ eine Umwälzung des ganzen religiösen Empfindens. Es handelt sich nicht um ein trübes Gemisch von unklaren religiös-sozialen Stimmungen an Stelle wissenschaftlicher Einsichten, sondern um Auseinandersetzung mit der ganzen geistigen Umwelt, mit Sozialismus, Wissenschaft und Kirche. Aber viel wichtiger als alles bloße Wissen ist der Geist der Bruderliebe und Gerechtigkeit. Viel nötiger als neue Gedanken ein neues Sein, ein „neuer, gewisser Geist." Die Wissenschaft ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern hat dem Leben zu dienen.

Eine Wissenschaft, die das Leben beherrschen würde, würde das Leben und schließlich sich selbst zerstören. Der Redner schloß mit einer Spezialisierung der alten christlichen Parole: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch — auch eine wahre Wissenschaft zufallen!"

Frau Professor Ragaz aus Zürich sprach (neben Mr. de Morsier aus Genf) über den religiösen Sozialismus und die Frauen. Sie warf die Frage auf, ob nicht gerade die Mütter die Umgestaltung der Verhältnisse fordern müssen. Sie werden durch die Fragen der Kinder fortwährend auf die sozialen Dissonanzen gestoßen: „Mutter, warum kann die Putzfrau ihr Kind nicht aufs Land schicken?" „Mutter, warum dürfen gerade die in die Sommerfrische gehen, die die schönen Gärten haben?" Die Kinder haben ein lebhaftes Gefühl für Gerechtigkeit. Sie kennen noch nicht die feinen Unterschiede, die die Großen machen, zwischen „erlaubter" und unerlaubter Ungerechtigkeit, notwendigem Uebel und zu bekämpfendem Uebel. Sie sind noch nicht geübt in sophistischen Ausreden. Mütter müssen ihren Kindern auf solche Fragen Rede stehen. Wie können sie das mit gutem Gewissen, wenn sie nicht sagen können, was sittliche Forderung ist? Unwürdige Zustände sind keine gottgewollten Zustände. Wir werden in den Widerspruch gegen eine Wirtschaftsordnung getrieben, die auf den Kampf Aller gegen Alle, statt Aller für Alle angelegt ist. Aus der Mütterlichkeit heraus werden die Frauen zum Sozialismus hinübergedrängt. Dazu braucht man aber Mut, Vertrauen, Geduld, und die haben wir nicht aus uns selber. Sie muß uns aus einer Macht des Guten kommen, die größer ist als wir. Es liegen bittere Erfahrungen auf dem Wege; aus den Enttäuschungen heraus müssen wir uns an einen wenden, der dem guten Willen zum Siege verhilft. Auch unsrer Fehler werden wir allein nicht Herr. Wir sehen vor uns Leiden und Kämpfe, aber wir sehen um so deutlicher die Notwendigkeit einer gesunden Verbindung von Mütterlichkeit, Sozialismus und Religion.

Die schöne Vereinigung von echter Weiblichkeit mit ruhigem, klarem Ernste berührte an der Rednerin außerordentlich sympathisch. Mit besonderer Eindringlichkeit sprachen die beiden Redner, die das Thema „Der religiöse Sozialismus und die Kirche" zu behandeln hatten, Pastor Béguin aus Neufchâtel und Pfarrer von Greyerz aus Kandergrund. Dieser knüpfte an das Wort aus Faust an: „Aus der Kirche ehrwürdiger Nacht sind sie alle ans Licht gebracht." Die Kirche ist in der Tat ehrwürdig, nicht bloß um ihres Alters, sondern um ihres Inhalts, Berufes und Dienstes willen. Sie hat etwas Großes gewollt. Nichts Geringeres, als daß jedem Menschen, auch dem Aermsten und Verirrtesten unter gewissen Bedingungen der Zugang zur Gemeinschaft mit Gott geöffnet werden soll. Die Botschaft, daß Gott an jedem Einzelnen etwas gelegen ist, sie hat Unzähligen gedient und geholfen zur Ueberlegenheit über Sünde, Welt und Tod. An solchen Gedanken ist die Kirche reicher als jede andere menschliche Gemeinschaft. Es sind wirkliche Lebenswahrheiten, die bei all ihren Feiern ausgesprochen werden. Aber warum fühlen sich so viele Ernste und Tüchtige so wenig wohl in der Kirche? Das Wort „Kirche" erweckt schon in vielen Kreisen ein undefinierbares Mißbehagen. Viele sind so kirchenfremd geworden, daß sie schon aufgehört haben, kirchenfeind zu sein. Wie kam das? Die Ehrwürdigkeit ist der Kirche zur Versuchung, zur Sünde geworden. Sie hat sich an das Feierliche gewöhnt und sich dadurch dem Göttlichen entfremdet. Das Evangelium aber verlangt Menschen, die das Himmelreich herbeischaffen möchten. Die Kirche hat es mit der Aufgabe, die Menschheit umzuschaffen zu einer Lebensgemeinschaft, immer wieder leicht genommen. Ihr Gott ist nur zu oft der Gott der Scholastiker gewesen, mit allen Eigenschaften ausgestopft, aber nicht der charaktervolle Gott des Evangeliums, der sich nicht dabei beruhigt, etwas zu sein, sondern will, daß allen Menschen geholfen werde. Die Kirche hat im großen Ganzen die Klugheit, Vorsicht und Mäßigung, die Rücksicht auf dies und das, — echt weltliche Tugenden zu Kardinaltugenden gemacht und darüber den wagenden Glauben und die Energie der Hilfe eingebüßt. In der Schätzung weiter Kreise steht sie so da, wie es ein Neuenburger Bauer beschrieb, der sie mit der Feuerspritze verglich, die man möglichst nicht braucht, während man doch froh ist, sie eines Tages brauchen zu können. Ein Zürcher städtischer Beamter gestand, er habe durch seinen Eintritt in die Kirchenpflege an seinem persönlichen Christenleben Schaden gelitten. In Mannheim sei von einem Kirchenältesten ausgesprochen worden: „Wir wollen garnicht so viel Arbeiter in der Kirche, sonst gehen uns die Reichen fort!" Man will mit sozialen Gedanken nicht behelligt sein. „Der Pfarrer soll unsre Kinder taufen und unsre Toten begraben, aber was zum Teufel geht es ihn an, wie ich mein Geld verdiene?"

Aber da stehen die Nöte: „Wohnungsnot, Kindernot, Arbeitslosigkeit, die in der Großstadt groß geworden sind. Das Brot ist Spekulationsgegenstand geworden. Selbst der Sonnenschein ist parteiisch verteilt. Der reiche Kornbauer im Evangelium mit seinen neuen Scheunen ist ein harmloser Mensch gegen den Börsenmagnaten, der die Getreidevorräte aufkauft, um sein teuflisches Spiel zu treiben. Eine Unmenge Handelsartikel sind spottbillig zu kaufen, weil sie zum größten Teil auf Kosten der Gesundheit ganzer Volksschichten hergestellt werden, und die Kirche schweigt dazu. Aus himmelschreienden Zuständen kommt die Erkenntnis, daß die Güterverteilung auf der ganzen Erde verkehrt ist, und die Forderung einer tiefgreifenden Neuregelung der wirtschaftlichen Grundlagen. Diese Aufgabe kommt nicht von ungefähr, sondern als etwas, worin der verborgene, richtende und rettende Schöpferwille treibt. So entsteht der religiöse Sozialismus mit der Forderung, mitzuarbeiten am Anbruch einer gerechteren Gesellschaftsgrundlage. Es ist wirklich eine ehrwürdige Nacht in den Kirchen gewesen, aber die Nacht kann zum lichten Tage werden, wenn die Kirchen dem Leben voranschreiten. An der Versittlichung der wirtschaftlichen Grundlagen muß sich das Göttliche zeigen.

Aber auch der Sozialismus von heute muß zur Einsicht kommen. Er wird es noch merken, wie sehr ihm schließlich der Friede fehlt, der noch höher als alle Vernunft und Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung ist. Allein wir haben es mit der Kirche zu tun. Kingsley hat einmal gesagt: „Wäre die Kirche Gottes nur einen einzigen Tag lang, was sie sein sollte, so wäre vor Anbruch der Nacht die ganze Welt bekehrt." Diesen Tag werden wir nicht erleben, aber an diesen Tag sollen wir glauben, um ihn bitten. Es bleibt eine Forderung, daß sie „Alle ans Licht gebracht" werden sollen.

(Der 2. Tag folgt) Paul Jaeger

Die deutsche Freimaurerei

1

Oeffentlich über Freimaurerei zu schreiben, ist eine undankbare Aufgabe, da auch die objektive Darstellung stets zum persönlichen Bekenntnis und damit anfechtbar wird.*) Vollends ist es nicht leicht, vor den Freunden der Christlichen Welt über die „Königliche Kunst" zu sprechen. Das hohe Pathos des überzeugten Freimaurers sticht grell von der weitgehenden Geringschätzung der Intelligenz gegen sie ab. War Sokrates der Weise oder der Narr in den Augen seiner Richter? — Allein, das schon seit Jahrzehnten gefällte Urteil insbesondere der Akademischen Welt über die Freimaurerei sollte nicht inappellabel sein. Es liegt, sagen wir seit mehr als einem Jahrzehnt, eine so umfassende, allgemein zugängige Literatur über sie heute vor, daß wir eine Wiederaufnahme des Verfahrens von der Redlichkeit vorurteilslosen Forschens fordern müssen. Die Studien von Kekule von Stradonitz, Ludwig Keller, August Wolfstieg, Ernst Schultze, Dietrich Bischoff, Ernst und August Horneffer und vielen Anderen, insbesondere das ganze Werk der Comeniusgesellschaft und des Vereins deutscher Freimaurer, der die geistige Elite der deutschen Freimaurer zu gemeinsamem Werk organisiert hat und 15 Tausend deutsche „Brüder", das ist ein Viertel der deutschen „Bruderkette", umfaßt, last not least Begemanns historische Arbeit erzwingen das öffentliche Interesse. Otto Hiebers gewaltiges zehnbändiges Lebenswerk entzieht sich zwar

*) Der Verfasser wird erst den Schlußartikel unterzeichnen.

aus gewissen Gründen der Oeffentlichkeit, aber auch ohne es ist Jacob Minors Alarmruf in der Deutschen Rundschau „Freimaurer in Sicht" berechtigt. Nur, daß es doch einer gewissenhafteren Betrachtung bedarf, eines Urteils, das nicht von vornherein feststeht.*)

Karl Bornhausen**) hat sich durch seine eindringende Analyse von „Mozarts Zauberflöte" den Dank weiter deutscher Bruderkreise verdient. Die Comeniusgesellschaft hat gern in ihren Monatsheften (1912 Nr. 5, S. 170 ff.) die Arbeit nachgedruckt. So leid es mir um den Gesamteindruck seiner schönen Studie ist, sei gerade an dieser von uns anerkannten, freimaurerfreundlichen Arbeit in einzelnen Ausführungen das Schiefe im Urteil des common sense über Freimaurerei nachgewiesen. Denn an Jacob Minors berüchtigten Ausführungen ist dieser Nachweis nicht möglich ohne ein umständliches satiram scribere. Bornhausen glaubt (S. 646) „die nüchterne Tüchtigkeit freimaurerischer Traditionen" und die „höchsten Ideen und Ziele des deutschen Idealismus" trennen zu müssen. Sie sind ihm geschichtlich nur zufällig zu einander geraten. Die Freimaurerei war „das geistige Modegebilde jener humanitätsseligen Zeit" und „der Wandel der Zeit, das Unbedeutendwerden des Logenwesens" ließ die maurerischen Ideale zurücktreten; ihre Ideen werden heimatlos und Staat, Kirche, Schule, Philosophie, Kunst nehmen sich ihrer an. Daß die Freimaurerei überhaupt geistig jemals etwas bedeutete, dankt sie dem Einfall jener Großen, sich faute de mieux ihrer anzunehmen und zur „Festigung ihrer Ideen" beizutragen. Insbesondere Mozarts Musik verklärte „die Gedanken zu ihrer höchsten Bedeutung, wie es dem Wort allein nie gelungen wäre." So darf als höchster Ruhm von der Freimaurerei gesagt werden, daß sie sich „in der Meisterschöpfung der Zauberflöte ein eigenes unübertroffenes Kunstwerk schuf, das Gefäß, in dem ihre Ideen unverlierbar gefühlsmächtig und vollendet künstlerisch fortwirken."

Soweit Bornhausen. Nochmals, es handelt sich nicht um eine Kritik Bornhausens; dann wäre das Herausgepflückte eine höchst ungerechte Zusammenstellung, sondern es handelt sich hier um die Herausschälung jener „Selbstverständlichkeiten", die heute Gemeingut der allgemeinen Meinung sind, darum auch Bornhausen so nebenher unterlaufen, und die doch falsch sind.

„Das höchste Kunstwerk", das die Freimaurerei an Sinnfälligem hervorbrachte, ist ihre Symbolik, wie sie in ihren Ritualen gestaltet ist. Und hier ist die wesentliche Fehlerquelle aller nicht freimaurerischen Kritik. Allerdings ist es eine Crux für den Kritiker, daß diese Symbolik, dieser Kultus in Liedern ohne Worte, in Bildern ohne Begriffe, aus nachher zu erörternden Gründen nicht öffentlich ist. Es bleibt darum alles Reden über Freimaurerei so unbefriedigend, wie ein Reden über Richard Wagnersche Kunst vor Nichteingeweihten. Aber diese Erschwerung des Urteils will doch in Rechnung gestellt sein. Alles, was aus den Logen an erbaulichen Worten und Ideen in die Oeffentlichkeit dringt, sind nur abgeleitete Werte. Das Primäre ist das Symbol. Das Symbol, sagt Ernst Horneffer einmal, vermittelt „stellvertretende Erlebnisse".***) Während jedes Einzelleben in dem, was es erlebt, dem Zufall preisliegt, bietet ein System der Symbolik umfassend die Menschheitserlebnisse stellvertretender Weise in allen Höhen und Tiefen. In diesem Sinne ist die Kunst κατ ἐξοχὴν, auch die Kunst der Gleichnisse Jesu, eine symbolische. Daß nun in der Deutung des Erlebnisses ein kleiner Geist klein reagiert, daher soviel freimaurerische Mittelmäßigkeit laut wird wie bei der Ausdeutung der Gleichnisse Jesu soviel pastorale, spricht nicht gegen das Symbol, als sei es nur parabolisch, d. h. „geheimnistuerische, mysteriöse Einkleidung". Das eben ist die falsche protestantische Deutung des Symbols,†) die aufkam, seitdem im Kampf gegen den

*) Eine kurze Einführung in die Literatur wird unter Buchbesprechungen folgen.

**) Christliche Welt 1912 Nr. 27 Sp. 634 ff.

***) Ernst Horneffer, Die Freimaurerei und die religiöse Krisis der Gegenwart. „Die Tat" 1912 Heft 7 und 8. Vergl. auch den feinen Gedanken der „Vertretung" in Hildebrandt, Gedanken über Gott, Welt und Ich. Jena, Diederichs 1910.

†) Vergl. Tiedjes Beitrag in dem Sammelheft Fineisen, Der freimaurerische Gedanke 2c. Leipzig, Bruno Zechel 1912.

Katholizismus die ganze Magie z. B. in den Sakramenten Luthers erhalten, aber der Sinn und die Pflege des Symbols (Kreuz-, Lichtsitten 2c.) exstirpiert wurde: das Rezept „man nehme einen Gedanken und kleide ihn gut in ein Sinnbild" ist eben Intellektualismus; im wahren Symbol ist das Irrationale, d. i. die unvermittelte Unendlichkeit geistigen Erlebens, das Erste, und der Gedanke, die Idee das Abgeleitete, das Zweite.

So erst erklärt sich, daß unsere Klassiker Freimaurer waren. Nicht füllten sie in Symbole, die von der Mittelmäßigkeit geschaffen wären, ihre gewaltigen Ideen; die Gefäße wären zerplatzt. Sondern, so unbehaglich das dem Intellektualismus auf dem Jahrmarkt unseres akademischen Lebens auch sein mag, die Klassiker waren mehr als Intelligenzen, sie waren Humanitätsmenschen, Verehrer des Irrationalen, fanden die Symbole vor und waren erschüttert von ihrer unerforschlichen Tiefe. Ein von Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden*) geschaffener kultischer Ausdruck eines künstlerischen sozialen Bautriebes, wie ihn aus unbewußten Tiefen des Menschengeistes der Gemeinschaftsgenius hervorgerufen hat, wurde von großen Menschen entdeckt und führte zu einer wechselseitigen Befruchtung. Gewiß sind unsere Klassiker nicht Klassiker durch die Freimaurerei. Das hat wohl nie Jemand behauptet. Aber die Freimaurerei war ihnen auch mehr als ein Gesellschafts- und Pfänderspiel. Ihre mäeutische Wirkung auf sie liegt für Jeden, der für die schöpferische Art sozialer Grundakkorde Verständnis hat, am Tage. Ludwig Keller und nach ihm, vielleicht auch ohne ihn Ernst Horneffer betonen immer wieder die Geschichtsfälschung, die in der heutigen Literaturgeschichte gang und gäbe ist, wenn unsere Klassiker so sehr als reine Individualisten, als freischwebende Kometen am deutschen Geisteshimmel geschildert werden.**) Ein wahrer Hunger nach „Geselligkeit",***) nach sozialer Gemeinschaft beseelte diese Männer und erklärt erst ihre überzeitliche, überpersönliche Wirkung. Die Persönlichkeitspflege unserer Intelligenz ist nur darum in so weitem Maße ohne fruchtbare Wirkung auf unser Kulturleben, weil sie zwar mit sozialen Parolen sich schmückt, aber nicht wurzelt im Gemeinschaftsgenius, wie eine Stimmgabel auf einem Resonanzboden gefestigt sein muß, um zu klingen.

Von hier aus schwindet jene Diskrepanz freimaurerischer „Nüchternheit" und des deutschen „Idealismus", wie Bornhausen sie konstruiert. Seit der Romantik erst, bis zu Richard Wagner und Nietzsche, und nun in breiten Kulturschichten der „Bildung" haben wir jene Reinkultur und einseitige Wertung der heroischen Tugenden. Daß aber die elementaren Tugenden, etwa des Wohlwollens, der Rechtschaffenheit und der Sitte das wirklich Tragende der Menschheit sind, so wie die einfachsten statischen Gesetze auch den himmelstrebenden Brückenbau tragen, können nur solche Kreise verkennen, denen Schillers Glocke wie den Romantikern ein „Ding zum Totlachen" ist. Auch der edelste heroische Individualismus beruft sich zu Unrecht auf die Klassiker. Ihr Idealismus ist mit jener „Nüchternheit" durchaus eine Totalität, und es sollte gerade unter den evangelisch-sozialen Kreisen ein gutes Verständnis für den Bekennermut des freimaurerischen Rituales dasein, das bei allem Höhenflug des Idealismus auf den Höhepunkten der Weihen den „Biedersinn" in erster Stelle fordert. So wenig barer Philistersinn, so wenig ist auch der heroische Individualismus — Humanität. In diesem Lebensideal haben wir das Höchste, was wir von unsern Klassikern zu sagen wissen, aber auch das Höchste, was die Freimaurerei in ihrem „freimaurerischen Geheimnis" hütet und pflegt. Was ist es um dieses Geheimnis, was ist das Spezifikum freimaurerischer Humanität?

2

Die Frage nach dem freimaurerischen Geheimnis beantworten wir mit dem Hinweis auf Ursprung und Entwicklung

*) Vergl. L. Kellers sämtliche Schriften, insbesondere in den Heften der Comeniusgesellschaft.

**) Bielschowskis Goethe-Biographie verrät mit keinem Wort, daß Goethe Freimaurer war! Die verschämte Andeutung Bd. 2, S. 167 scheint mehr verschleiern als mitteilen zu sollen.

***) Goethes Aufnahmegesuch an die Loge s. bei Kneisner, Geschichte der deutschen Freimaurerei. Berlin, Alfred Unger 1912. S. 114.

der Freimaurerei. Dieser Hinweis hat eine tiefe symbolische Bedeutung. Fassen wir ihn einmal rein historisch, so sind wir verwiesen auf das Jahr 1717. Nach Beendigung der Paulskirche in London zog sich Christopher Wren aufs Land zurück (1708) und begannen die Dombauwerkhütten zu stagnieren. Um ihrem drohenden Untergange vorzubeugen, schlossen sich vier solcher Londoner „Logen" zu einer Großloge zusammen. Und von dieser Großloge aus verbreitete sich die in diesem Organisationsakt zugleich von der handwerksmäßigen Grundlage definitiv gelöste und rein symbolisch gewordene freemasonerie in wenigen Jahrzehnten wie ein fressendes Feuer über die ganze Erde.*)

So sehr sich die Gründer bewußt waren, nichts Neues zu schaffen, sondern nur einen alten Schatz zu heben und zu erhalten, so wenig haben sie doch prinzipiell den ganzen Wert der Sache begriffen, geschweige die Zukunft der eingeleiteten Bewegung auch nur geahnt. Es hat darum nicht viel Zweck, hier das Maß des Verständnisses jener ersten Großlogenstifter festzustellen.**) Die Sache ist ihnen über den Kopf gewachsen, und daß sie das konnte, lag in dem Wesen des Vorgefundenen.

Es war das Erbe der alten Steinmetzhütten, für das jene Männer Erhalter wurden. Da diese Steinmetzhütten besonders in Deutschland und hier besonders in Straßburg zur höchsten Blüte kamen, müssen wir den deutschen Dombauhütten ihr Wesen ablauschen. Das im Mittelalter stark entwickelte Gildenwesen darf ich hier als bekannt voraussetzen. Nicht so bekannt ist, daß die Steinmetzgilde sich nicht in den Durchschnittstypus des mittelalterlichen Handwerks einreiht. Der älteste Ursprung weist nicht auf das Bürgertum, sondern auf das Mönchswesen. Das Bauwesen kulminierte im Kirchenbau. Die Mönche als Missionare leisteten die ersten primitiven Kirchbauten selber; mit der Entwicklung des Bauwesens, der steigenden Technik und Erfindung emanzipierte sich die Baugilde wohl in weitem Maße von kirchlicher Bevormundung, aber behielt den überkommunalen, zwischenstaatlichen Charakter der Kirche und wahrte den stark religiösen Einschlag. Die mittelalterlichen Innungen sind ja alle Erziehungsstätten des gewerklichen Nachwuchses, nicht nur hinsichtlich der Berufsausbildung, sondern auch der allgemeinen Erziehung.***) Aber beides war von besonderer Kraft in der Bauloge. Die Entwicklung des Baustiles, insbesondere der Gotik und ihre Kontinuität erforderte ganz besondere Schulung des Nachwuchses. Die Baukunst wurde Berufsgeheimnis und dieses durch geheime Erkennungszeichen eifrig geschützt. Aber dieses Berufsgeheimnis und jene kleinen Erkennungsgeheimnisse sind noch nicht das „freimaurerische Geheimnis". Jene bezeichnen vielleicht die Entstehung, aber die Stiftung ruht in dem geistigen Gut, das mit dem Werden der Bauhütten erarbeitet und von ihnen ihren Mitgliedern symbolisch zum Bewußtsein gebracht wurde.

Gab schon der oben angedeutete überstaatliche und religiöse Einschlag der gewöhnlichen Gildenerziehung zu „tüchtigen, rechtschaffenen freien Männern von gutem Rufe" eine eigenartige Weite und Tiefe, so werden wir doch dem geistigen Leben der Bauhütte völlig gerecht erst durch die Erkenntnis, daß es sich um eine Künstlergenossenschaft handelt. Daß die Männer, die etwa das Straßburger Münster schufen, nicht gewöhnliche Handwerker wenn auch von gehobener Lebensstellung, sondern mehr als Erfinder und Techniker, wirklich Schöpfer und Künstler waren, bedarf hier wohl keines weiteren Wortes. Dem rechten Künstler aber wird seine Kunst selber zur Offenbarung; was nach außen von den Steinmetzen als Berufsgeheimnis gewahrt wurde, das wurde nach innen ein Berufserlebnis, das Augenpunkt wurde für jede Perspektive in Menschheit, Welt und Gottheit. Diesem geistigen Berufserlebnis müssen wir noch weiter nachgehen.

*) Kneisner, a. a. O. Begemann, Vorgeschichte und Anfänge der Freimaurerei in England, I und II. Berlin, Mittler u. Sohn 1910.

**) Keller, Die geistigen Grundlagen der Freimaurerei und das öffentliche Leben. Gekrönte Preisschrift. Jena, Diederichs 1912. Begemann, a. a. O.

***) Unser heutiges Ringen um Fortbildungsschulen, „Arbeitsschule" (Kerschensteiner) usw. sollte ernsthafter bei der Mittelalterlichen Gilde in die Schule gehen.

3

Die internationale fromme Künstlergenossenschaft der Bauloge hat naturgemäß einen weiten Blick, der Dogmatismus und Nationalismus relativierend überfliegt und Toleranz, Symbol und Humanität instinktiv überall hervortreten sieht. Aber Toleranz, Humanität usw. im allgemeinen Sinne ist nichts Spezifisches der Bauhütte. Gewiß ist es die Entscheidung eines Entweder-Oder und reiht damit die Loge der großen Zahl der Humanitätsorganisationen ein, die aus alter und neuerer Zeit mit besonderem Erfolge Ludwig Keller nachgewiesen hat. Seit den pythagoreischen Geheimbünden über „Katakombenchristen", Akademien der Renaissance, vorreformatorisch-altevangelische Gemeinden bis zu Comenius und in die neueste Zeit hinein geht eine lange Kette sich auffallend ähnlicher Geheimbünde, deren historischen Zusammenhang Keller zum mindesten höchst wahrscheinlich gemacht hat. Wie weit die aufgewiesenen Analogien historische Abstammung, also Entlehnung voraussetzen, darf uns hier nicht weiter aufhalten. Entscheidend ist die Tatsache der Analogie als Entsprechung, die auch im Falle historischer Entlehnung vorauszusetzen ist. Denn nur das Kongeniale findet sich. Wie nun die Darwinsche Deszendenztheorie die Abstammung vom Affen nicht zu beweisen braucht, wohl aber, daß trotz fehlender historischer Bindeglieder dasselbe gestaltende Prinzip des Naturwirkens, dieselbe schöpferische Synthese in den analogen Strukturen vorliegt, so hat Ludwig Keller meines Erachtens eklatant bewiesen, daß in allen diesen Humanitätsorganisationen eine gemeinsame geistige Grundstruktur des Menschen dieselben Ideen und Organisationsformen hervorgetrieben hat. Der Geist ist es, der sich den Körper schafft. Darum ist zum Verständnis der Freimaurerei ihre Einreihung in diesen geistesgeschichtlichen Zusammenhang notwendig. Aber nun entsteht die Frage, wie alle jene andern Humanitätsorganisationen spurlos verschollen sind, die Freimaurerei dagegen im Siegeslaufe ihrer heute sichtbaren Form nicht nur Jahrhunderte überdauert, vielmehr ein unzerstörbares Gefüge gewonnen hat, das trotz schwerster Krisen heute gegen 2 Millionen Menschen umfaßt. „Und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden." Ja, es ist auch von Keller dargetan, daß das Logenwesen auf konkurrierende Humanitätsorganisationen gewirkt hat wie ein alles aufsaugender „Rauchfang". In der Freimaurerei muß dann doch die Humanitätspflege dieser geistesgeschichtlichen Entwicklungslinie einen Ausdruck gefunden haben, der dem Geiste der Neuzeit konform ist.

4

Dieses Spezifikum der königlichen Kunst ruht nun in dem Berufserlebnis der Dombauhütte. Gegenüber dem Humanitätsideal des Griechentums, das wir kurzhin vielleicht als den Kultus des schönen Herrenmenschen kennzeichnen dürfen, dem des alten Rom, das — entsprechend dem Begriffe negotium — dem arbeitsfreien Staatsbürger huldigte, oder dem mittelalterlichen Ideal der weltentfremdeten Seelenrettung erringt die Bauhütte praktisch in ihrem Sichselbstfinden die Kultur der Arbeit. Troeltsch*) hat in seinen mehrfachen Studien meines Erachtens überzeugend nachgewiesen, daß mit der Reformation, insbesondere Luthers, wohl unter Abschneidung von Wallfahrten und andern Werkgerechtigkeiten die sittliche Betätigung des Menschen auf den Beruf eingestellt wird, daß aber der Beruf selber nur der Spielraum der transzendent fundierten Sittlichkeit ist, die Arbeit dagegen einen Selbstwert nicht hat. Luthers Berufsparole ist noch nicht Kulturbejahung. Die erschütternde Schrift Alfred Webers „Religion und Kultur"**) hebt diese Erkenntnis noch tiefer aus. Die Freimaurerei nun glaubt mit ihrem Kultus der Arbeit eine wirklich positive, weltimmanente Begründung des ethischen Wertes der Arbeit gefunden zu haben. In den Dombauhütten ist sie erarbeitet und im achtzehnten Jahrhundert — der Termin stimmt mit Troeltschs Forschungen überein — in der nun symbolisch gewordenen Freimaurerei zum prinzipiellen Bewußtsein gebracht.

*) Troeltsch in Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg, Teil I Abt. IV: Die systematischen Disziplinen der Christlichen Religion. Auch in andern Schriften über das 17. und 18. Jahrhundert.

**) Jena, Diederichs 1912. (Vgl. Nr. 14 d. J.)

Wagler hat in seiner Schrift „Die Freimaurerei als Erlebnis der Arbeit“*) diese Ansicht besonders eindrücklich ausgesprochen. Die Mißhandlung der Baustile in unserer, oder doch in einer noch nicht ganz verklungenen Zeit, wo ein wüster Eklektizismus der Formen die Stile zu Schablonen erniedrigte, lehrt uns e contrario erkennen, wie der Stil nicht Zeichnung und Riß und Technik und Erfindung, sondern ein alle Elemente des Lebensaktes umfassendes, alle Höhen und Tiefen der baumeisterlichen Seele erschütterndes Erlebnis gewesen ist. Nicht ein Handwerk, sondern das Genie, aber nicht *ein* Genie, sondern eine Folge von *Generationen* der Künstlergenossenschaft, die eine auf den Schultern der andern stehend, hat ihn aus ihrem Reifen und Werden hervorgebracht mit einer Logik des geistigen Lebens, vor der alle Konsequenz des diskursiven Denkens verstummt. Wenn wir nachfühlend in der Geschichte der Kunst die Entwicklung eines Baustiles aus primitivsten Anfängen bis zu den „beseelten Organismen statischer Ruhe“ in unsern großen Münstern verfolgen, so muß es uns packen wie bei den größten Werken dramatischer Kunst. Was wir aber nachfühlend erleben, das hat den Schöpfer des Werkes, wenn nicht in prinzipieller Klarheit, so in instinktmäßiger Gewißheit bewegt. Die Steigerung menschlicher Meisterschaft, die vermeintlich sich selbstentäußernd alles zur Ehre Gottes leistete, brachte die Größe des Menschen, seinen Adel und sein Können zum Bewußtsein.

Zu der Zucht der Ausführbarkeit, welche die Gesetze des Materials erzwingen, trat für den einzelnen Steinmetzen die soziale Zucht der Einreihung in die gemeinsame Arbeit. Da die Dombauten durch mehrere Geschlechter dauerten, mußten auch die größten Meister sich hineinleben in die Arbeit vergangener Geschlechter; sie mußten ihre beste Arbeit als Geschichte erleben und eintauchen in den Geist der Genossenschaft, die aus gemeinsamem Streben das Werk emportrieb; sie mußten die eigene Arbeit und die der Werkgenossen als einheitliche Gesamtleistung erfassen. Diese jahrzehntelange gemeinsame Arbeitszucht schafft auch eine gleichartige seelische Welt; die gleichartige Kunstdarstellung bringt auch die gleichartige Stimmung, Gesinnung, Anschauung und Denkweise hervor, und diese Lebensgemeinschaft ist nicht eine soziale *Summierung*, sondern treibt, wie die schöpferische Synthese es immer tut, einen *Mehrwert der Bruderschaft* hervor, einen Gemeinschaftsgenius, der über alle Assoziierung hinaus ein Neues, ein Ganzes, eine soziale Einheit bedeutet.

Eine gleichartige seelische Welt erarbeitet auch in gewissem Sinne die mittelalterliche Mystik, aber doch nur in *passiver* Weise. Dem Steinmetzen wächst die Gleichartigkeit des geistigen Wesens, das er in der Bruderschaft durch seine geschichtliche und soziale Einordnung gewinnt, zu auf dem Wege des *Schöpferischen*, des Aussichherausstellens: er ist *Künstler*. Künstler, doch nicht wie der Lyriker, der möglichst Unerhörtes, Unwiederholbares aus sich hervorbringt; der Steinmetz ist Künstler und Förderer des Werkes nur in *dem* Maße, als er sein Bewußtsein erweitert zu dem der ganzen Künstlergenossenschaft. Mit seinem ganzen Wesen muß er in den Gemeingeist eintauchen, und doch seinen Selbstwert behaupten, so wie zum Bau nur der *unzerbrochene, aber behauene Stein* tauglich ist. So gewinnt er durch die Einfühlung in den Rhythmus der Arbeit einen eigenen Lebenssinn, und sein ganzes Handwerk, Material wie Gerät, wandelt sich vor dem Künstlerauge in symbolisches Werkzeug des geistig-sittlichen Lebens und dient ihm zur Fixierung seines Erlebens.

Es schaffen also die Dombauhütten „Traditionen des Erlebnisses der Arbeit“ und damit symbolische Formen für eine neue erwachende Geisteswelt. Alte Rituale und Urkunden verraten uns, daß von diesem geschichtlichen Erwerb die Dombauhütten wohl ein Bewußtsein gehabt haben; freilich nicht in prinzipieller Klarheit. Es war mehr ein Ahnen eines großen „Geheimnisses“, ein treues Festhalten des Erlebnisses, eine instinktive Gewißheit ihres Wertes. Und so oft das Leben einer Bauhütte zu erstarren begann, steigerte sich ein ängstliches Ueben des Brauchtums bis zum strengsten und ödesten Formalismus. Aber *Hüter des Gral* sind sie dadurch doch geblieben.

(Fortsetzung folgt)

*) Berlin, Franz Wunder 1912.

Neue Glossen zum Balkankriege

Vom Balkan. Vgl. Nr. 7, 8, 18, 20, 21, 22, 23

11. Geistliches und Weltliches aus Albanien

Die Beziehungen Albaniens zum Christentum sind recht alt. Kein Geringerer als der Apostel Paulus hat Albanien durchquert und das Evangelium den Vorfahren der heutigen Albaner, den Illyriern, gepredigt, ohne daß allerdings von nennenswerten Erfolgen etwas überliefert ist. Das Reisen ist damals in jenen Gegenden leichter gewesen als bis in die Gegenwart hinein. Denn durch Illyrien ging die alte Heeresstraße, die via Egnatia, von Dyrrhachium, dem heutigen Durazzo, über Salonik und Philippi nach Byzanz, und auf ihr ist Paulus über Beroea (Verria), Edessa (Vodena), Heraklea (Monastir) bis Dyrrhachium gewandert.

Die Illyrier und ihre Nachkommen, die Albaner, sind später Christen geworden. Während des Mittelalters nach der großen Kirchentrennung gehörten sie der orthodoxen Kirche an; aber da im dreizehnten Jahrhundert die Könige beider Sizilien und später Venedig über Teile der albanischen Küste herrschten, entstanden Beziehungen zur römischen Kirche, und unter Innocenz IV. (1243—54) sind die bis dahin orthodoxen Mirditen römisch-katholisch geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. Ihr geistliches Haupt ist ein direkt unter dem heiligen Stuhl stehender infulierter*) Abt, der seinerseits die Dorfpfarrer ernennt.

Eine andere römische Propaganda setzte von Bosnien aus ein, wo seit dem vierzehnten Jahrhundert die Franziskaner saßen. Von hier haben sie sich nach Nordalbanien ausgebreitet und erhielten von dem Sultan Muhammed II. einen besonderen Schutzbrief, der durch seine Nachfolger oft erneuert worden ist. Im siebzehnten Jahrhundert zur Zeit der großen Siege Prinz Eugens traten sie in den Dienst österreichischer Interessen, und diese Beziehungen der albanischen katholischen Priester und Gemeinden zu Oesterreich sind bis auf die Gegenwart bestehen geblieben.

Der Islam wurde überwiegende Religion der Albaner, als nach dem Tode des Georg Kastriota, bekannter unter dem Namen Skanderbeg, des Nationalhelden, 1468 die türkische Herrschaft über Albanien begründet wurde. Da es damals wie heute in Albanien die Stammesverfassung gab und der Stamm unbedingt dem Beispiel seines Häuptlings folgte und auch das Christentum damals wie heute in jenem Volk wenig mehr als ein äußerer Firnis war, so traten ganze Stämme zum Islam über, um die damit verbundenen Vorrechte zu genießen. Große Uebertritte erfolgten noch um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als Ali Pascha, der Bluthund von Janina, in Albanien herrschte.

Heute rechnet man etwa 130 000 katholische Albaner. Sie sitzen zumeist im Norden Albaniens. Pinon**) gibt für das bisherige Vilajet Skutari 115 000, für Kossowo 12 000, für Janina 3000 an. Sie haben in manchen Gegenden noch besondere kirchliche Bräuche, Reste aus der Zeit der orthodoxen Kirche erhalten, z. B. das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Ihre Priester stehen unter österreichischem Schutz, werden im Seminar zu Skutari und in Oesterreich vorgebildet und von Oesterreich besoldet. Mit Ausschluß des kirchlich selbständigen Mirditenlandes bilden sie ein Erzbistum, dessen Sitz Prisren ist. Die Priester waren zunächst ausschließlich Franziskaner. Dann sind seit 1842 die Jesuiten ins Land gekommen. Auch sie genießen Oesterreichs Schutz, sind aber nicht so unbedingt den österreichischen Interessen ergeben, sondern empfangen ihre Weisungen von Rom. In ihren Schulen lehren sie außer Albanisch noch Italienisch und haben sich bei der österreichischen Regierung schon mehrfach der Begünstigung der italienischen Propaganda verdächtig gemacht.

Vorwiegend im Süden Albaniens wohnen die orthodoxen Albaner. Man schätzt sie auf 250 000 Seelen. Doch ist ihre Zahl strittig, je nachdem man zur Nationalitätenfrage steht.

*) zum Tragen der Bischofsmütze, der Mitra, berechtigter.
**) L'Europe et la jeune Turquie.

Die griechische Kirche hat hier seit Alters durch ihre Priester und ein blühendes Schulwesen viel für die Hellenisierung der Albaner getan und bezeichnet ihre Gläubigen als Hellenen, und deshalb fordert jetzt Griechenland Teile Südalbaniens, die von den albanischen Patrioten für albanisches Gebiet erklärt werden. Hier ist schon zeitweise das Nationalbewußtsein der Albaner den Hellenisierungsversuchen der orthodoxen Kirche entgegengetreten. Nach der Gewährung der türkischen Verfassung 1908 bildete sich in Korcha eine orthodoxe Liga mit der Aufgabe, dem Vorgehen der griechischen Kirche entgegen zu arbeiten. Sie suchte vom Patriarchen die Erlaubnis zu erlangen, daß ein Teil der Liturgie albanisch gelesen und der Gebrauch der albanischen Sprache in den orthodoxen Schulen des Landes eingeführt werde. Wären die politischen Verhältnisse unverändert geblieben, so wäre es vielleicht noch zur Gründung einer schismatischen Kirche Südalbaniens nach Analogie der bulgarischen Exarchisten gekommen.

Das Christentum der Albaner steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Es hat nicht die Kraft gehabt, die alten Volkssitten zu veredeln, insonderheit die Blutrache auszurotten. Doch sei erwähnt, daß die römisch-katholischen Priester sich oft dadurch verdient machen, daß durch ihre Vermittelung eine Bessa, eine Versöhnung in Blutrache lebender Stämme oder Familien zustande kommt. Ueberhaupt soll der römische Priester hier, da er an Bildung höher steht als der orthodoxe und als der muhammedanische Godja und zugleich Albaner ist, einen Einfluß und ein Ansehen haben wie kaum sonst in der Welt.

Der Islam der Albaner hat stets eine besondere Färbung gehabt. Er ist weniger fanatisch gewesen als in türkischen Gebieten. Noch haben sich gewisse Erinnerungen an das Christentum unter dem Volk erhalten. Der Tag des heiligen Georg und des Nikolas wird gehalten. Stätten, wo vor Jahrhunderten einmal eine Kirche stand, sind jetzt noch heilig, und von Alters her behalten die muhammedanischen Albaner die christlichen Vornamen bei. Ja es soll sogar vorkommen, daß Muhammedaner heimlich bei den katholischen Priestern zum Abendmahl gehen, wohl weil sie damit abergläubische Vorstellungen verbinden. Vor allem aber ist Albanien der Hauptsitz der Bektaschis, eines Derwischordens, der bei den Türken im Ruf des größten Freisinns steht und noch im letzten Jahrhundert von den Sultanen viel verfolgt worden ist. Der Orientalist Jacob will in den Lehren der Bektaschis noch Anklänge an das Christentum gefunden haben.

Das Bewußtsein der nationalen Einheit hat sich bisher stärker erwiesen als die religiösen Unterschiede. Darum gibt es unter den Albanern kaum religiöse Konflikte. Doch hat sich bisher im Süden zwischen Orthodoxen und Muhammedanern größere Eintracht gezeigt als unter den Muhammedanern und römischen Katholiken, da hier der Klerus für seine politischen Ziele den religiösen Zwiespalt verschärft.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts sind mit Unterstützung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft das Neue Testament und Teile des Alten Testamentes in die zwei Hauptmundarten des Albanischen, ins Toskische und Geghische übersetzt worden, und vor wenig Jahren hat auch eine evangelische Mission mit ihrer Arbeit in Albanien eingesetzt. Der American Board of foreign Mission, der seit Jahrzehnten unter den orthodoxen Bulgaren Mazedoniens und Südbulgariens eine Evangelisierungsarbeit treibt und eigene Gemeinden gegründet hat, hat vor wenig Jahren Stationen in Elbassan und Koritza errichtet. In Koritza bestand schon vorher eine amerikanische Schule. Der Krieg hat einstweilen die Arbeit lahmgelegt. Die Serben haben den Missionar Erikson aus Elbassan ohne Angabe von Gründen ausgewiesen, und vor wenig Wochen forderten die Griechen den Missionar Kennedy in Koritza auf, umgehend die Stadt zu verlassen, angeblich wegen politischer Umtriebe. Möglich, daß es galt, unbequeme Zeugen für politische Machenschaften, die den Autonomiebestrebungen der Albaner entgegenarbeiten sollten, zu entfernen, oder daß eine nervöse Aengstlichkeit Männer verdächtig macht, die Sympathien für ein autonomes Albanien haben, weil sie da größere Erfolge ihrer Arbeit erhoffen. Soweit ich die Amerikaner kenne, mag ich an eine Einmischung in politische Treibereien nicht glauben. Einstweilen werden zwischen der amerikanischen Gesandtschaft und dem Ministerium des Aeußeren in Athen Verhandlungen geführt, ob Kennedy zurückkehren darf. Wenn auch die orthodoxe Kirche die Evangelisierungsarbeit der Amerikaner mit scheelen Augen ansieht, so halte ich es doch für wahrscheinlich, daß die griechische Regierung diese Arbeit nicht dauernd hindern wird.

Die albanische Frage dürfte zur Zeit schwerlich zu einer endgültigen Lösung kommen. Jetzt helfen zwar Oesterreich und Italien Albanien zur Autonomie, um es vor dem völligen Aufgehen in Serbien und Griechenland zu schützen. Aber diese Autonomie ist nur ein Hinausschieben der Austragung des Streites der beiden Dreibundstaaten. Albanien kann leicht ein neues Schleswig-Holstein werden, über dem einmal die beiden Befreier uneins werden. Für Oesterreich ist es, nachdem der Weg nach Salonik über den Sandschak Novibazar verlegt ist, das letzte Mittel, um seinen Einfluß im Balkan geltend zu machen und vor allem sich den Seeweg nach Triest offen zu halten. Es handelt sich da ohne Zweifel um Lebensinteressen für die österreichische Monarchie. Man kann das Gleiche von der Geltendmachung italienischer Ansprüche auf Albanien nicht sagen. Die Interessen der italienischen Kriegs- und Handelsflotte gravitieren mehr nach dem Tyrrhenischen Meer. Es ist nur italienische Prestigepolitik und der Gegensatz zu Oesterreich, der Teile Albaniens oder wenigstens eine Interessensphäre fordern läßt. Die Ansprüche gehen auf Einwanderungen von Albanern in Italien zurück zu Zeiten, wo sie von den Türken hart bedrängt wurden. Es mögen jetzt noch rund 80 000 Albaner in Italien wohnen. Sie gehen aber allmählich ganz im italienischen Volke auf.

Da können die Schwierigkeiten, die Italien jetzt Griechenland wegen Südalbanien macht, nicht gerechtfertigt erscheinen. Albanien hat viel stärkere Abwanderungen an Griechenland abgegeben. Im Jahre 1897 wurde die Zahl der Albaner in Hellas auf 224 000 Köpfe angegeben. Jeder neunte Mensch in Hellas war ein Albaner; im griechischen Befreiungskriege haben die christlichen Südalbaner auf griechischer Seite eine hervorragende Rolle gespielt. Griechenland hat durch Sprache, Schule und Kirche sich einen großen Teil Albaniens kulturell angegliedert.

Es ist überhaupt die Frage, ob Albanien ein lebensfähiger Staat werden wird, da ein großer Teil seiner Stämme noch in Verhältnissen lebt, die an das Zeitalter Homers erinnern, und es unendlich schwer sein wird, aus all den Stämmen, deren höchstes Ideal unbegrenzte Freiheit oder Zügellosigkeit mit Raub und Krieg ist, einen geordneten Organismus zusammen zu schmieden. Man hat früher die Albaner nach ihrem Charakter sehr hoch eingeschätzt. Man hat ihre Tapferkeit und Treue gerühmt. Das Urteil ist während des Krieges doch ein anderes geworden. Im Buschkrieg hinter ihren Felsen im Hinterhalt waren sie wohl tapfer; aber in der Feldschlacht gegenüber moderner Artillerie und Maschinengewehren waren sie nur eine Horde, die die Panik auseinander jagt.

Gehören sie zu den Völkern, die nicht berufen sind, ein selbständiges lebensfähiges Staatswesen zu bilden — und fast scheint es so, da sie bisher über ihre Stammesverfassung nicht hinausgekommen sind, — so wäre es besser für sie und für Europa, wenn sie bald in benachbarten Kulturvölkern aufgingen, als daß sie in Zukunft den Frieden Europas gefährdeten.

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. In den Zuschriften, welche uns der Artikel von Engelhardt Nr. 19 und der Artikel von Reuß Nr. 23 eingetragen hat, finden sich zwei Beanstandungen, die ein Recht darauf haben, hier wiedergegeben zu werden.

Ein bayrischer Pfarrer tritt sehr warm für den Sp. 436 Z. 4 f. geringschätzig abgetanen Professor der Praktischen Theologie ein. Er schreibt: „Ich stehe nicht an zu bekennen, daß ich Caspari für mein Innenleben unendlich viel verdanke."

Und zu Sp. 534 f. bemerkt ein Kongreßbesucher: Der Kritiker „hat es sich mit der Konfrontierung von Wilbrandt und Bismarck viel zu leicht gemacht. Es fehlt der Name Adolf Wagners. Von Wilbrandts Staatsgesinnung weiß man öffentlich nichts; sie wird viel-

leicht keine andre sein als diejenige Baumgartens oder Wagners. Jedenfalls hat Wagner Wilbrandt zugestimmt. Und über Wagners bismarckische Staatsgesinnung ist nirgends ein Zweifel. Gerade die Stellungnahme Wagners müßte für Reuß das Problem sein." Das ist ganz richtig. Im übrigen kann doch das Recht eines solchen Vortrags im Kongreß gar nicht zweifelhaft sein. Wir wollen hören und lernen; die Staatsgesinnung eines Mannes, den unser Vorstand auf die Rednerbühne ruft, versteht sich uns von selbst. R

Quittung

Für die Missions-Nationalspende (3. Quittung): je 100 Mk. von Familie W in Frankfurt a. M.; von Mitgliedern der Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Marburg; 47 Kollekte beim Festgottesdienst am 10. März in Schmargendorf; 40 aus der Gemeinde Wetzlar-Niedergirmes; je 20 von der Gemeinde Büchenbeuren-Sohren; von Familie M u. St in Dresden; je 10 von H W in Leipzig; P K in Charlottenburg; G B in Potsdam; E u. H B in Stettin; K F in Marburg; J K in Würzburg; aus der Tischkasse der Kandidatenschaft des Predigerseminars zu Wittenburg; 8 von G W, F E u. H B in Frankfurt a. M.; je 5 von P R in Dresden; P in Werdohl; A W in Ahlshausen; M F in Dresden; G H in Tübingen: H v S in Steglitz; je 3 von K in Schmargendorf; v P in Lichterfelde; W in Angermünde: je 2 von Oe in Eisenberg; F in Bucha; je 1.50 von R in Eisenberg; Fr. R in Eisenberg; 1 von B B in Erfurt.

Für das notwendige Liebeswerk: je 3 Mk. von F P in Tübingen; P in Pforzheim; 2.50 von F in Bucha; je 2 von H in Kirchheim u. T.; K B in Hamburg; H F in Gnadenfrei; 1 von E E in Frankfurt a. M.

Für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein: 8 Mk. von M L u. E v G in Chemnitz; 4 von H in Kirchheim u. T.; 3.50 von K M in Nürnberg.

In der vorigen Quittung über die Missions-Nationalspende in Nr. 18 ist ein Druckfehler übersehen worden. Es muß heißen: 40 Mk. gesammelt bei dem Gottesdienst der Hundertjahrfeier in der Gemeinde Königsdorf, nicht Klingsdorf.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

2.—3. Oktober **Eisenach** Fürstenhof

Donnerstag 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Welche Verpflichtung haben wir zur Politik?** Rade.

Freitag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Welche Grenzen der Lehrfreiheit müssen wir uns selbst setzen?** Mulert.

Altona. Montag den 23. Juni nachm. 4 pünktlich im Kaiserhof: Der Wunderglaube im Christentum. Pastor Thomsen in Sülfeld.

Versammlungskalender

23.—26.	Juni	Christliche Vereinigung deutscher Eisenbahner Darmstadt
24.—26.	"	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
7.—10.	Juli	Kursus des Keplerbundes Godesberg
8.—15.	"	Welt-Sonntagsschul-Kongreß Zürich
16.—22.	"	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
4.—30.	"	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
11.—16.	"	Ferienkursus für staatsbürgerliche Erziehung Jena
20.—23.	"	Internationaler Friedenskongreß Haag
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.—17.	"	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.—18.	"	Zweiter Dorfkirchenkursus Biedenkopf
15.—19.	"	Gustav-Adolf-Verein Kiel
25.—28.	"	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	"	Kongreß für Innere Mission Hamburg
26. Sept. bis 1. Okt.		Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
2.—3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
6.—8.	"	Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.—8.	"	Ferienkursus Bad Langenschwalbach

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 23. Schleswig-Holstein 1912 — Die österreichische Uebertrittsbewegung 1912 — Aus Sachsen-Meiningen — Verschiedenes: Portugal; Vertrauenskundgebung für Professor Bornhäuser; Kirchliches Disziplinarrecht; Preisaufgaben; Berichtigung

Probenummern verlendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Jede Art Privatdrucke
liefert in gediegener Ausführung, prompt u. zu mäßigem Preise
Druckerei Heinr. Bauer, Marburg a. L.

Heute starb mein geliebter Mann, meiner Kinder treuer Vater, der

Pastor ***Carl Knauser***

im 36. Lebensjahre.

In tiefer Trauer

Freren, ***Helene Knauser***
den 29. Mai 1913 *geb.* ***Reibstein***

Cand. min.
sucht für die Sommerferien (4. Juli bis 11. August) **Stellung** als Reisebegleiter, Erzieher oder dergl. an der See oder im Gebirge. Gute Zeugnisse und Referenzen stehen zu Diensten.
Offerten unter **K. R.** an die Expedition.

Stud. jur. Schweizer, sucht Stellung als **Hauslehrer** oder **Reisebegleiter** während der akademischen Ferien. Ohne Gehaltsanspruch, Bedingung: Familienanschluß. Beste Referenzen. Angebote unter **F. R.** vermittelt der Verlag der Christlichen Welt.

Nordseebad Hooksiel i. O.
Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Stärkende ozonreiche Seeluft. Großer, schattiger Garten; schöne neu eingerichtete Zimmer. Anerkannt gute Verpflegung. Voller Pensionspreis 3,50 bis 4 Mk. Trinkgelder abgelöst. Prospekt frei.
Erholungsheim Süßmann.

8 Jahrgänge der „Christlichen Welt" gebunden gratis abzugeben (1890/6, 1898),
Franz, Kiel, Sophienblatt 64.

Unser Kinder-Kurheim
in prächtig gelegenem Luftkurort der Schweiz (960 m ü. M.) nimmt jederzeit erholungsbedürftige Kinder, 5. bis 14. Altersjahr auf. Sorgfältige Ernährung und Kinderpflege. Individuelle Erziehung. Unterricht in Schulfächern und Musik kann erteilt werden (Lehrerdiplom). Aerztliche Ueberwachung. Pens. Preis 80—100 M. monatlich. Prospekt, Referenzen.
Herr und Frau Pfarrer Glatz, Hemberg, Toggenburg (Schweiz)

Jugendheim Charlottenburg
Goethestr. 22.

Sprengelsche Frauenschule — Allgemeine Frauenschule
Sozialpädagogisches Seminar — Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

Die Hilfe
Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst
Herausgegeben von Dr. Fr. Naumann

bringt in wertvollen und stets originalen Aufsätzen der hervorragendsten Politiker und Parlamentarier ein getreues Spiegelbild unserer politischen und sozialen Zeitströmungen. Der unterhaltende Teil der „Hilfe" bringt ausführliche, selbständige Würdigungen aller Vorgänge und Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur u. Kunst. Bezugspreis vierteljährlich 2.50 Mark. **Verlangen Sie** bitte unter Hinweis auf diese Ankündigung ein **kostenloses Monatsabonnement** vom

Verlag Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe")
G. m. b H. **Berlin-Schöneberg**

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

In unserm Verlag erschienen bisher:

Zwanzig Jahrgänge Christliche Welt. Register der Sachen und Bibelstellen von Christian Balzer 1907 1 Mk.

Die Zustände in Nordschleswig. Von Johannes Tiedje 1909 1.30 Mk.

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr. Von G Fraedrich 1912 80 Pfg.

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 50 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Predigervakanz

An der St. Ansgariikirche in Bremen ist zu Ostern 1914 eine der beiden Predigerstellen zu besetzen. Bewerbungen freisinniger Geistlicher, die als ordinierte Prediger im Amt sind oder früher als solche angestellt waren, werden bis zum 30. Juni ds. J. von dem unterzeichneten verwaltenden Bauherrn entgegengenommen. Derselbe ist zu weiterer Auskunft bereit.

Bremen, Richtweg 21 **Dr. R. Quidde**

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig

Soeben erschienen:

Wobbermin, D. Dr. **Georg,** Professor an der Universität Breslau: **Die religionspsychologische Methode in Religionswissenschaft und Theologie.**

VIII, 475 S. Gr. 8°. Mk. 10.—; geb. Mk. 11.20

(Systematische Theologie nach religionspsychologischer Methode. I. Bd.)

Ausführlicher Prospekt kostenfrei

Soeben erschien:

Aus der Welt der Gefangenen

Von Dr. phil. H. Seyfarth

Pastor am Hamburger Zentralgefängnis und Geschäftsleiter des Deutschen Hilfsvereins für entlassene Gefangene zu Hamburg

14 Bogen Groß-8°, eleg. kaschiert Mk. 3.60, gebunden Mk. 4.20

Das Werk will dem **Laienpublikum** Einblick in die Welt der Gefangenen gewähren. Die großen Probleme, die Schuld und Sühne umfassen, werden von dem sachkundigen Verfasser aus reicher Erfahrung heraus beleuchtet und an vielen typischen Beispielen erläutert. Zugleich erfährt der Leser, wie in den Strafanstalten gearbeitet wird, um die Gefangenen dem Leben in der Freiheit tauglich zu erhalten, und welche Wege die Fürsorge einschlägt, um sie — soweit möglich — nach ihrer Entlassung wieder zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Ein **fesselndes** Buch, das zu ernstem Nachdenken über Probleme anregt, mit denen sich jeder Menschenfreund beschäftigen sollte, da diese „Welt der Gefangenen" allein in Deutschland von mehr als einer halben Million Menschen bevölkert wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), **Leipzig.**

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Lic. **W. Lüttge,** Privatdozent in Berlin. **Religion und Dogma.** Ein Jahrhundert innerer Entwicklung im französischen Protestantismus.

Ergänzungsheft 3 zur „Zeitschrift für Theologie und Kirche"

Für Abonnenten Mk. 2.00
Einzelpreis Mk. 2.80

Die Teilnehmer des am 16.—22. Juli in Paris tagenden VI. Weltkongresses für freies Christentum und religiösen Fortschritt werden das Buch L ü t t g e ' s gerne schon jetzt zu einer Orientierung über die Geistesarbeit der protestantischen Theologie des heutigen Frankreich benützen.

Lic. Dr. **Friedrich Karl Feigel,** Oberlehrer in Duisburg. **Der französische Neokritizismus und seine religionsphilosophischen Folgerungen dargestellt und beurteilt.** Mk. 4.60

Früher erschien:

Lic. **W. Lüttge,** Privatdozent in Berlin. **Die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich und der französische Protestantismus.** Mk. 4.80

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zeitschrift für Theologie und Kirche

Von **Johannes Gottschick** begründet

Organ für systematische und prinzipielle Theologie

In Verbindung mit

Beth, Eck, Häring, Harnack, J. Kaftan, Kattenbusch, Lobstein, Loofs, E. W. Mayer, Mezger, R. Otto, O. Ritschl, Scheel, von Schultheß-Rechberg, M. Schulze, Sell, Steinmann, Stephan, Thieme, Titius, F. Traub, Troeltsch, J. Wendland, Wendt, Wobbermin

herausgegeben von

D. W. Herrmann und **D. M. Rade**

Professoren der Theologie in Marburg

Dreiundzwanzigster Jahrgang 1913.

Erstes Heft:

Häring: Zum Gedächtnis an Martin Kähler.
Wernle: Zu Troeltsch's Soziallehren: 3. Das Luthertum; 4. Der Calvinismus; 5. Sekte und Spiritualismus auf protestantischem Boden.

Zweites Heft:

Bornemann: Die Persönlichkeit Gottes.
Voelter: Wichern und Schleiermacher.
Mayer: Zeitschrift für Religionspsychologie.

Drittes Heft:

Stephan: Das Verhältnis der Dogmatik zur Religionsphilosophie.
Voelter: Wichern und Schleiermacher. Schluß.

Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis im Inlande Mk. 6.—

Ergänzungsheft:

Lüttge: Religion und Dogma. Ein Jahrhundert innerer Entwicklung im französischen Protestantismus.

Für Abonnenten Mk. 2.—

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, G e i s t l i c h e n, L e h r e r, L e h r e r i n n e n, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 429 213 840 M. Vermögensbestand 161 392 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Büsum Nordseebad in Holstein

(Bahnstation)

Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen.

Prospekte gratis durch Badekommission.

Grüner Strand
Damen-Herren und Familienbad

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.